



Handreichung für Lehrkräfte

3. März bis 27. Oktober 2013

Dr. Gabriele Gierlich

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Aufbau der Handreichung und Bezug der Ausstellung zu den Lehrplanthemen des Faches Geschichte / Hinweise auf fächerübergreifenden Unterricht.....	3
3	Informationsteil.....	8
3.1	Das Ende Napoleons - Die Pfalz und Bayern.....	8
3.2	Die Freiheitsbewegungen im 19. Jh.....	13
3.3	Auswanderung aus der Pfalz im 19. Jh.	18
3.4	Neue Verkehrsmittel	23
3.5	Industrialisierung	26
3.5.1	Vom Handwerksbetrieb zur industriellen Fertigung	26
3.5.2	Die Gründung Ludwigshafens.....	29
3.5.2.1	Die Entstehung der chemischen Industrie	31
3.5.2.2	Die innerbetriebliche Fürsorge	33
3.6	Die Familie im 19. Jh. – Die Rolle des Kindes.....	35
3.7	Die Schule	39
4	Anhang: Textsammlung	43
4.1	Auswanderung.....	43
4.2	Lebenssituation der Arbeiterfamilien	43
4.3	Wohnungssituation der Arbeiterfamilien	43
4.4	Erziehung.....	44
4.5	Kinderarbeit	45
4.6	Schule	46
4.7	Erich Kästner (1927): Weihnachtslied, chemisch gereinigt.....	47
5	Arbeitsmaterialien	48
5.1	Wer bin ich? Ein berühmter Pfälzer erzählt aus seinem Leben.	48
5.2	Theodor E. Hilgard über seine Auswanderung nach Amerika	49
5.3	Pennsylvaniadeutsch.....	50
5.3.1	Gedicht: „Owetlied“ (1835)	50
5.3.2	Artikel über Mozart in Pennsylvaniadeutsch in Wikipedia	50
5.3.3	Wortbeispiele aus dem Pennsylvaniadeutschen	50
6	Lösungsblatt zu den Arbeitsmaterialien	51
7	Literaturliste	53

1 Einleitung

Wer, wenn nicht das Historische Museum der Pfalz in Speyer, wäre besser geeignet, eine Ausstellung zum Verhältnis Pfalz und Bayern vom 19. bis Anfang 20. Jhs. zu zeigen?

War doch Speyer Kreishauptstadt der 1816 als Rheinkreis an das damalige Königreich Bayern angegliederten Pfalz, die 1838 in Anlehnung an die ehemalige „Kurpfalz“ den Namen „Rheinpfalz“ erhielt. Aber nicht nur das prädestiniert das Historische Museum der Pfalz als Ausrichter einer solchen Ausstellung.

Auch der Museumsbau ging während der bayerischen Zeit der Pfalz im Jahr 1900 in Planung und kein Geringerer als der Münchener Gabriel von Seidl, der sich bereits als Architekt des Bayerischen Nationalmuseums und des Deutschen Museums in München hervorgetan hatte, wurde mit dem Entwurf beauftragt.¹ Eröffnet wurde das Museum dann feierlich am 22. Mai 1910 in Anwesenheit des Prinzen Rupprecht.²

In den Sammlungen wurde schon früh dem bürgerlichen Element mit Objekten aus dem 18. und 19. Jh. Rechnung getragen. Dieser „Grundstock“, ergänzt durch Exponate aus anderen Museen, ist es, der jetzt in der Ausstellung diese Zeit für alle Interessierte zum Leben erweckt.

2 Aufbau der Handreichung und Bezug der Ausstellung zu den Lehrplanthemen des Faches Geschichte / Hinweise auf fächerübergreifenden Unterricht

Die Handreichung ist so aufgebaut, dass zunächst die relevanten Lehrplanthemen im Fach Geschichte aufgeführt werden. Das 19. Jh. wird in den rheinland-pfälzischen Lehrplänen des Faches Geschichte ausführlich behandelt.

In einem anschließenden Informationsteil werden die für die Pfalz wichtigen Gesichtspunkte dargestellt, die unmittelbaren Auswirkungen der europäischen Politik für die Region erfahr- und nachvollziehbar gemacht und auf entsprechende Ausstellungsgegenstände (im Fettdruck!) hingewiesen.

Dieser Teil der Handreichung soll es der Lehrkraft ermöglichen, den lokalen Bezug dem Alter und der Leistungsfähigkeit der Klassen oder Kurse entsprechend in den Unterricht einfließen zu lassen. Die genannten Lehrplanthemen können auch als Orientierung dienen, um schwerpunktmäßig eine Führung durch die Ausstellung auszurichten.

¹ Ein **Bauplan** des Museums aus dem Jahre 1905 ist in der Ausstellung zu sehen.

² L. Tekampe, Schatzhaus der Pfalz. Die Sammlungen des Historischen Museums der Pfalz bis 1918, in: Begleitbuch zur Ausstellung.

Anlässlich der Museumseröffnung wird Prinz Rupprecht zum Ehrenmitglied des Historischen Museums der Pfalz ernannt. Die **Ernennungsurkunde** ist Exponat der Ausstellung.

Eine kleine Sammlung von Texten zu einigen Themen der Ausstellung ergänzt den Informationsteil, die ebenfalls nach Bedarf im Unterricht eingesetzt werden können. Diese Texte, in denen Betroffene zu Wort kommen, die die Zeit lebendig werden lassen, beziehen sich nicht alle ausdrücklich auf die Pfalz. Doch ist dort von ähnlichen Verhältnissen auszugehen, so dass die Texte auch für die Region Aussagekraft haben.

Die Textsammlung zu Erziehung und Schule präsentiert die Themen aus verschiedenen Perspektiven von Betroffenen.

Auf diesen Teil folgen drei Arbeitsblätter für den Geschichtsunterricht, wobei das Arbeitsblatt zum Pennsylvaniadeutschen auch für den Deutsch- oder Englischunterricht von Interesse sein könnte. Dass das Fach Deutsch die soziale Lage der unteren Schichten im 19. Jh. durch die Lektüre von Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“ veranschaulichen kann, versteht sich von selbst.

Für den Deutschunterricht geeignet ist auch das Gedicht von Erich Kästner „Weihnachtslied, chemisch gereinigt“ (Anhang: Textsammlung 4.7), das die gesellschaftliche Situation der damaligen Zeit satirisch vor Augen führt.

Für fächerübergreifenden Unterricht in Deutsch/Musik/Geschichte lohnt vielleicht auch ein Blick auf Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“ (Näheres dazu: s. Kap. 3.6).

Den Abschluss der Handreichung bildet ein Literaturverzeichnis, mit dessen Hilfe sich Aspekte der pfälzischen Geschichte vertiefen lassen.

LEHRPLANTHEMEN: GESCHICHTE / SEKUNDARSTUFE I

Hauptschule: 7. Kl. / Realschule und Gymnasium: 8. Kl.

Stoffbereich 7 (HS) / 9 (RS/GY): Europa im Streit der Konfessionen und Religionen

Rubrik: „Schauplätze in der Geschichte / Szenische Verdichtung / Existentielle Erfahrungen“:

Menschen und Völker verlassen ihre Heimat – ein zeitloser Vorgang in der Geschichte:
Auswanderung aus politischen und wirtschaftlichen Gründen im 18. und 19. Jhd. / USA als Schmelztiegel der europäischen Nationen

▣ s. Kap. 3.3 der Handreichung

Hauptschule / Realschule und Gymnasium: 8. Klasse

Stoffbereich 10 (HS) / 12 (RS/GY): Europa z.Zt. Napoleons

Themen:

Frankreichs Expansion in Europa
Erwachen des Nationalbewusstseins
Europa gegen die Hegemonie Napoleons
▣ s. Kap. 3.1 der Handreichung

Hauptschule: 8. Kl. / Realschule und Gymnasium: 9. Klasse

Stoffbereich 11 (HS) / 13 (RS/GY): Restauration und Revolution

Themen:

Restauration (Territoriale Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress)
Bürgerliche Revolutionen in Europa (Hambacher Fest und 48er Revolution)
▣ s. Kap. 3.2 der Handreichung

Stoffbereich 12 (HS) / 14 (RS/GY):

Die wirtschaftliche und staatliche Entwicklung Deutschlands im 19. Jh.

Themen:

Neue Wirtschaft - alte Gesellschaft

Inhalte:

Das deutsche Reich als führende Wirtschaftsmacht in den neuen industriellen Leitsektoren:
Elektrotechnik (Siemens), Verbrennungsmotoren (Otto, Diesel), Chemie.

Rubrik: „Schauplätze in der Geschichte / Szenische Verdichtung / Existentielle Erfahrungen“:

Der Staat als Kasernenhof (Durchdringung des Zivillebens durch Militär: Bsp. Beamtentum / Schule)

▣ s. Kap. 3.5 mit Unterkapiteln 3.5.1, 3.5.2, 3.5.2.1 und Kap. 3.6; 3.7 der Handreichung

Stoffbereich 13 (HS) / 15 (RS/GY): Die industrielle Revolution

Themen:

Mit der zunehmenden Industrialisierung werden ökologische Probleme sichtbar.
Die Industrialisierung als soziales Problem

Inhalte:

Das Zusammenwirken verschiedener Faktoren (Bevölkerungswachstum, Rohstoffe, Kapital, wissenschaftlich-theoretische Grundlagen, technische Erfindungen) /
Dampfschiffe und Eisenbahn verstärken die Verflechtung der Wirtschaftsräume.

Rubrik: „Schauplätze in der Geschichte / Szenische Verdichtung / Existentielle Erfahrungen“:

Die Stadt im 19. und 20. Jh.

▣ s. Kap. 3.4; 3.5 mit Unterkapiteln 3.5.1, 3.5.2 und 3.5.2.1 der Handreichung; (zu Entdeckungen, Forschung und Wissenschaft: s. auch Kap. 5.1)

Stoffbereich 13 (HS) / 16 (RS/GY): Versuche zur Lösung der sozialen Frage

Rubrik: „Schauplätze in der Geschichte / Szenische Verdichtung / Existentielle Erfahrungen“:

Kindheit und Jugend (im ländlichen, bürgerlichen Umfeld und Arbeitermilieu; Einstellung der Gesellschaft zu Kindern und Jugendlichen im 19. Jh.)

▣ s. Kap. 3.6 und 3.7 der Handreichung

Inhalte:

Innerbetriebliche, soziale Maßnahmen (Betriebsrenten, Sozialfürsorge, Wohnungsbau) einzelner Betriebe als Bindung der Arbeiter und ihrer Familien an den Betrieb

▣ s. Kap. 3.5.2.2 der Handreichung

Hauptschule: 9. Klasse (Vorlauf)

Stoffbereich 1: Deutschland: Idee, Staat, Nation (Längsschnitt)

Themen:

Erwachen des Nationalbewusstseins

Rubrik: „Schauplätze in der Geschichte / Szenische Verdichtung / Existentielle Erfahrungen“:

Alternative Längsschnitte: Menschen in der Minderheit:

Flüchtlinge/Auswanderer

Mensch und Mobilität:

Von der Postkutsche zur Eisenbahn

Gesellschaft und Schule

Frauen: Von der Benachteiligung zur Gleichberechtigung

Erziehung um 1900

▣ s. Kap. 3.2; 3.3; 3.4; 3.5 mit Unterkapiteln 3.5.1, 3.5.2, 3.5.2.1, 3.5.2.2 und Kap. 3.6; 3.7 der Handreichung

GESCHICHTE / SEKUNDARSTUFE II

Grundfach Geschichte 11/2

Das Entstehen der modernen Welt

Teilthema 1: Die geistige und politische Revolution

Teilthema 2: Die Industrielle Revolution

▣ s. Kap. 3.2; 3.4; 3.5 mit Unterkapiteln 3.5.1, 3.5.2, 3.5.2.1, 3.5.2.2 der Handreichung

Grundfach Geschichte 12/1

Deutschlands Weg zur Demokratie

Teilthema 1: Das Ringen um eine Demokratie in Deutschland

▣ s. Kap. 3.2 der Handreichung

Leistungsfach Geschichte 11/2 und 12/2 (Wahlpflichtbereich)

Thematische Vertiefung:

Menschenbilder der Gesellschaftstheorien des 19. Jhs.

Verfassungsentwicklung und Demokratiebewegung in Deutschland im 19. Jh.

Kontroversen / Theorien:

Revolution und Reform

▣ s. Kap. 3.2 der Handreichung

3 Informationsteil

3.1 Das Ende Napoleons - Die Pfalz und Bayern

Die französische Revolution hatte auf die Pfalz Auswirkungen besonderer Art.³ Die französische Besetzung der Pfalz durch die Revolutionsarmee, die der Forderung Frankreichs nach einer „natürlichen“ Rheingrenze Ausdruck verlieh, beendete die territoriale Aufspaltung der Pfalz in über 40 Kleinstaaten. So sehr begrüßenswert dieses Ergebnis auch war, gewann es letztlich nicht die Herzen der Bevölkerungsmehrheit. Denn die Franzosen wurden als Fremdherrscher empfunden. Die Ideale der Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ waren von oben verordnet und kamen nicht aus der Bevölkerung selbst. Außerdem rief die Französische Revolution die Mächte des Ancien Régime auf den Plan. Sie stellten sich gegen Frankreich und das bedeutete Krieg. In der Folge wurde die Pfalz Kriegsschauplatz und der Ausplünderung und Verwüstung preisgegeben.

Nachdem Napoleon am 9.11.1799 durch Staatsstreich zum 1. Konsul ernannt worden war, gelang es ihm, im Frieden von Lunéville 1801, Österreich dazu zu bringen, die Besetzung der linksrheinischen Gebiete durch Frankreich anzuerkennen.

Die linksrheinischen Gebiete wurden nun in vier neue Départements eingeteilt. Das Département Mont-Tonnerre (Donnersberg) umfasste die heutige Pfalz und Rheinhessen. Die Hauptstadt war Mainz. An der Spitze der Départements stand der Präfekt. Teile der Südpfalz zählten zum Département Bas-Rhin mit Sitz in Straßburg. Die anderen linksrheinischen Départements hießen Roer (Rur) mit der Präfektur in Aachen, Saar mit der Präfektur in Trier und Rhein-Mosel (Rhin-Moselle) mit der Präfektur in Koblenz.

Die Verwaltungsebene unter den Départements stellten die Arrondissements dar. Den Arrondissements nachgeordnet waren die kommunalen Verwaltungen mit dem Maire, dem Bürgermeister, an der Spitze.

1804 wird Napoléon Kaiser der Franzosen. Als Kaiser präsentiert sich

³ **Literatur zu diesem Kapitel:** H. Ammerich, S.111ff.; A. Borchardt-Wenzel, S. 77ff.; M. Dirrigl; R. Dufraisie; H. Fenske, Konstitutionelle Monarchie und frühe Republik. Die Pfalz 1814-1933, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 1ff.; H. Fenske (Hrsg.), Die Pfalz und Bayern 1816-1956, S. 9ff.; H. Fenske, Mehr als eine Provinz...; C. Glück-Christmann, Der gute König Max. Vom Zweibrücker Pfalzgrafen zum ersten König von Bayern, in: Begleitbuch zur Ausstellung; H. Gollwitzer; M. M. Grewenig (Hrsg.), Die Neuzeit, S. 29ff.; J. Kermann, Pfälzer unter Napoleons Fahnen; S. Kaufmann, „Dem Throne eine Stütze in Gott“. Ludwig I. und sein Engagement für den Speyerer Dom, in: Begleitbuch zur Ausstellung; H.- M. Körner; G. Mann; M. Martin; S. Schaupp, S.10ff.; P. Spieß, S. 75ff., 82ff.; C. Sutter, „Pfalz, dich lieb ich, und Euch Pfälzer, wie Ihr mich“. Ludwig I. und die Pfalz, in: Begleitbuch zur Ausstellung; V. Ullrich; U. Wesel; L. Wien; J. Willms; H. Ziegler, Pfälzer Geschichte, S. 93ff.

Napoleon dem Betrachter im Speyerer Museum **in einer weißen Marmorbüste**. Diese wurde 1811 vom Präfekten des Saardépartements für die Stadt Kusel bestellt. Napoleon ist im Stile römischer Cäsaren wiedergegeben, was dessen Anspruch, Nachfolger der römischen Kaiser zu sein, künstlerisch umsetzt.

Zu den weiteren administrativen Neuerungen Napoleons gehörte, dass er in den eroberten Gebieten das erste bürgerliche Gesetzbuch, den **Code civil**, einführen ließ, der ebenfalls zu den Exponaten der Ausstellung gehört. Er bestand aus fünf Gesetzbüchern: dem Zivilrecht (1804), dem Zivilprozessrecht (1806), dem Handelsrecht (1807), dem Strafprozessrecht (1808) und dem Strafrecht (1810).

Auf dem Einband der Gesetzessammlung ist ein „N“ für Napoleon in die Mitte eines Sternenkranzes eingefügt. Damit verherrlicht sich Napoleon als Beherrscher des Universums und greift zugleich auf die Vorstellung des „Roi soleil“ aus dem 17. Jh. zurück: Der König als Sonne im Mittelpunkt des Kosmos.

Napoleon schuf mit der Einführung des Code civil am 21. März 1804 ein epochales Werk, das zum Vorbild für andere Gesetzeskodifikationen, z.B. in Amerika, wurde. Das Napoleonische Gesetz führte das Recht auf Berufung ein, die über drei Instanzen gehen konnte. Bisher bestand die Möglichkeit zur Revision eines Urteils zwar ebenfalls, doch war sie eher Theorie als Praxis. Weiterhin waren statt geheimer Prozesse jetzt öffentliche Verhandlungen vorgeschrieben. In Strafsachen trat das Schwurgericht zusammen, in dem Laienschöffen zur Urteilsfindung einen entscheidenden Beitrag leisteten.

Der Code civil bestimmte die Abschaffung der Ständegesellschaft. Es galt gemäß den Forderungen der französischen Revolution Gleichheit vor dem Gesetz und Freiheit für jedermann. Das Privateigentum wurde geschützt. Die Steuerlast wurde auf alle Bürger gleich welchen Standes gleichmäßig verteilt. Außerdem wurden die Einführung von Berufs- und Gewerbefreiheit, die Trennung von Staat und Kirche und die Einführung der Zivilehe im Gesetz verfügt, nachdem zuvor nur eine kirchliche Eheschließung gültig war. Damit wurde der Einfluss der Kirche zurückgedrängt. Mitbestimmungs- und Wahlrechte wurden im Code civil ebenso festgelegt wie die Abschaffung des „Zehnten“, dessen Abgabe die Bauern bedrückte. Die Bauern konnten aus Abhängigen zu Eigentümern ihres Landes werden, wenn sie sich dessen Erwerb leisten konnten. Die Verfügung des gleichen Erbanspruches aller Kinder führte zur Teilung des Grundbesitzes in unrentable, weil zu sehr zersplitterte Grundstücke. Frauen wurden insofern jetzt schlechter gestellt, als sie einen männlichen Vormund brauchten und die staatliche Ehescheidung den Mann bevorzugte. Nachteilig war auch, dass die Sprache des Justizsystems das Französische war, das nicht alle beherrschten.

Nach Napoleons Untergang machten sich die europäischen Mächte 1814 im Wiener Kongress daran, Europa neu zu ordnen.

Die Region zwischen Rhein und Blies, Lauter und Donnersberg, also das Gebiet der heutigen Pfalz zusammen mit dem heutigen Saarpfalz-Kreis, fiel an Bayern. Man sprach von „Rheinbaiern“.⁴ Da Österreich nicht Vorposten gegen Frankreich spielen wollte, verließ es seiner Forderung, dass die Pfalz zu Bayern kommen sollte, auch durch Truppenzusammenziehungen Nachdruck. Bayern trauerte der verlorenen Kurpfalz nach und war bestrebt, diese wieder an Bayern anzugliedern. Doch da das Gebiet Baden zugeschlagen worden war, hatte das Ansinnen Bayerns keine Chance auf Verwirklichung. Über den Gebietszuwachs allein auf der linksrheinischen Seite, der keinerlei geografische Anbindung an Bayern hatte, war man weniger angetan.

Auch die Freude auf pfälzischer Seite war gedämpft. Denn die beinahe zwanzigjährige Zugehörigkeit zu Frankreich war an der Pfalz nicht spurlos vorübergegangen. Man wollte weder einen Rückfall in die vormalige Kleinstaaterei noch war man über die Rückkehr der alten Mächte besonders begeistert. Was man sich wünschte, war die Beibehaltung der Errungenschaften aus der napoleonischen Zeit nur ohne die französische Fremdherrschaft.

Der erste bayerische Herrscher, der über die Pfalz gebot, war Maximilian I. Joseph (1806-1825). Mit ihm beginnt auch die Reihe der bayerischen Könige, die zuvor noch als Kurfürsten ihr Land regiert hatten. Max Joseph, in der Gedankenwelt der Aufklärung groß geworden, sicherte 1816 der pfälzischen Bevölkerung zu, dass die aus der französischen Zeit in der Pfalz geltende Gesetzgebung weiter bestehen bleiben solle.⁵

Damit hatte die Pfalz einen Sonderstatus innerhalb des Deutschen Bundes inne, aber das war nicht das Einzige, was die bayerischen Kernlande von dem linksrheinischen Teil unterschied. Denn mit der Pfalz und Bayern trafen eigentlich zwei verschiedene Systeme aufeinander: das noch feudal geprägte Bayern und die von den fortschrittlichen Ideen der Revolution infiltrierte Pfalz. Dieser Gegensatz sollte noch zu mancherlei Spannungen in der Beziehung zwischen Pfalz und Bayern führen.

Von **Max I. Joseph** wird in der Ausstellung eine **Galauniform** präsentiert. Auch werden die Könige Bayerns in Porträts und Büsten vorgestellt. Dabei fällt auf, dass sich manche Herrscher im Krönungsmantel porträtieren ließen, andere in Uniform auftreten. Nun war das 19. Jh. eine Zeit, in der das Militär eine große Rolle spielte. Max. I. war selbst

⁴ Zunächst schrieb „Bayern“ sich mit „i“ statt „y“. Erst 1825 verfügte Ludwig I. per Anordnung, dass sich Baiern fortan mit „y“ schreiben solle. Die neue Schreibweise war ein Ausdruck seines Philhellenismus. So traf es sich gut, dass sein Sohn Otto der erste König von Griechenland wurde (1832-1867).

⁵ H. Fenske, Konstitutionelle Monarchie und frühe Republik. Die Pfalz 1814-1933, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 5

Regimentskommandeur gewesen. Doch ist die Tatsache, dass die Uniform sogar zur Galarobe wird, auch darauf zurückzuführen, dass der König immer als Verteidiger des Landes und oberster Kriegsherr angesehen wurde. In früheren Zeiten, als Uniform noch nicht üblich war⁶, traten die Könige und Kaiser dem Betrachter oft in Ritterrüstung entgegen.

Auf Maximilian I. Joseph folgte Ludwig I. als König von Bayern (1825-1848).

Seine Versuche, liberale Reformen in Bayern nach pfälzischem Vorbild durchzuführen, stießen dort auf starken Widerstand und waren vielfach zum Scheitern verurteilt. Doch gelang es ihm, 1818 in Bayern eine Monarchie in konstitutioneller Form zu etablieren. Das bedeutete zum einen, dass die Monarchie durch eine Verfassung beschränkt wurde, zum anderen sollte dadurch verhindert werden, dass allzu liberale Ideen den Thron ins Wanken bringen könnten. 1837 ließ Ludwig ein neues Staatswappen schaffen, das die zu seinem Reich gehörigen Völker berücksichtigte. Die Pfalz ist durch den Pfälzer Löwen vertreten.

Wie das Wappen aussah, zeigt ein **Wappenschild mit bayerisch-pfälzischem Wappen** im Museum.

Gegenüber der Pfalz hegte Ludwig I. eine besondere Liebe. 1786 in Straßburg geboren, wo sein Vater, der spätere bayerische König Max I., Kommandeur des französischen Fremdenregiments „Royal Alsace“ war, war er beim Ausbruch der französischen Revolution gezwungen, mit seiner Familie in die rechtsrheinische Kurpfalz zu fliehen, die 1803 an Baden kam. Es spricht einiges dafür, dass Ludwig zeitlebens vom Pfälzer Dialekt, mit dem er in der Jugend umgeben war, beeinflusst war.

Als nach der Julirevolution 1830 in Frankreich die Freiheitsideen in der Pfalz auf fruchtbaren Boden fielen und Liberale 1832 zum Zug aufs Hambacher Schloss bliesen, da wurde das Verhältnis Ludwigs zu den Pfälzern getrübt. Es hellte sich allerdings wieder auf, als die Pfälzer 1842 das Hambacher Schloss dem bayerischen Kronprinzen Maximilian anlässlich seiner Eheschließung mit Marie von Preußen in einem symbolträchtigen Akt zum Geschenk machten. Das Schloss wurde darauf in Maxburg umbenannt. Der Kronprinz hatte zunächst hochfliegende Pläne zur Umgestaltung der Burg, verlor aber bald das Interesse am Umbau.

Dagegen erwärmte sich sein Vater für den Gedanken, in der Pfalz ein Schloss zu erbauen als Ersatz für die verloren gegangene Residenz in Mannheim. Schon 1826 hatte er sich für die Idee begeistert, „in des Königreiches mildestem Teil eine Villa italienischer Art zu bauen“.⁷ Seine Wahl fiel letztendlich auf Edenkoben. Als Architekt wurde 1845 Friedrich von Gärtner beauftragt. Nach dessen Tod 1847 übernahm Leo von Klenze das Projekt. So entstand

⁶ Die Entwicklung zu einer einheitlichen Uniformierung der Soldaten ging von Mitte des 17. Jhs. bis ins 18. Jh. mit der Bildung stehender Heere (im Gegensatz zu den nur im Bedarfsfall eingezogenen Soldaten) einher. In Preußen wurden erst 1709 einheitliche Uniformen eingeführt.

⁷ M. Dirrigl, S. 1040

nach italienischen Vorbildern die zweigeschossige Villa Ludwigshöhe inmitten eines Kastanienhains. Doch bevor sie fertig gestellt war, dankte der König wegen seiner Affäre mit der Tänzerin **Lola Montez** 1848 ab, die ebenfalls mit ihrem Porträt in der Ausstellung vertreten ist.

An die schmachvolle Vertreibung der in der Bevölkerung unbeliebten Lola Montez aus München und ihre Flucht in einer Kutsche in die Schweiz am 11. Februar 1848 wird in der Ausstellung in einem **Erinnerungsblatt „Lola Montez und ihr Anhang“** gedacht.

Als dann 1851 die Villa fertig war, hielt sich Ludwig nach seiner Abdankung gerne des Öfteren dort auf und schwärmte von der Pfalz als „Garten Deutschlands“.⁸

Seit den 1840er Jahren erging er sich auch in Planungen, einen Dom seines Königreiches ausmalen zu lassen. Dieser Plan kam schließlich im Speyerer Dom zur Ausführung, der mit den Fresken Schraudolphs ausgeschmückt wurde.

Die auf Ludwig I. folgenden bayerischen Könige zeigten weniger Liebe zur Pfalz und besuchten sie auch nicht so oft. Maximilian II. Joseph (1848-1864) tat sich als Gründer der Stadt Ludwigshafens hervor. Der Name Ludwigshafen allerdings wurde der ehemaligen Rheinschanze gegenüber Mannheim bereits 1843 durch Ludwig I. verliehen.

Auf Maximilian II. Joseph folgte Ludwig II. (1864-1886), der seine Schlösser lieber in Bayern erbaute und kein Interesse für die Pfalz zeigte. Nach dem Tode Ludwigs II. regierte bis 1912 Luitpold, das fünfte Kind von Ludwig I., als Prinzregent für den geisteskranken Bruder Ludwigs II., Otto (gest. 1913).

Luitpold war wohl aufgrund seiner väterlichen Erscheinung – er war schon 65 Jahre alt, als er die Regierung übernahm -, sehr beliebt in der Pfalz. Er nahm 1888, 1891 und 1894 in der Villa Ludwigshöhe Quartier und bereiste von dort aus die Gegend. Als er 1888 die Pfalz besuchte, wurde ihm ein Prachtband mit „**Erinnerungen an die Pfalz**“ überreicht. Überall wurde er mit Jubel willkommen geheißen. Man pflanzte ihm zu Ehren Ludwiglinden oder Ludwigeichen. Man errichtete Türme, die seinen Namen trugen, wie z.B. den Luitpoldturm auf dem Weißenberg bei Merzalben, und kreierte ihm zu Ehren die „Prinzregententorte“.⁹

Vom Prinzregenten erhielt auch der bedeutende Maler **Max Slevogt** (1868-1932), Vertreter des deutschen Impressionismus, Mitglied der Berliner Secession und Gründungsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Pfälzer Künstler, zwischen 1908 und 1910 Aufträge für Landschaften und Porträts. Slevogt lebte einen großen Teil seines Lebens in Leinsweiler/Neukastel in der Pfalz. Dort ist er auch begraben. Die Villa Ludwigshöhe beherbergt

⁸ C. Sutter, „Pfalz, dich lieb ich, und Euch Pfälzer, wie Ihr mich!“ Ludwig I. und die Pfalz, in: Begleitbuch zur Ausstellung

⁹ R. Paul, „Prinzregent Luitpold und seine Verehrung in der Pfalz – Zum 100. Todestag Luitpolds“, Vortrag am 22.11. 2012 im Haus Catoir in Bad Dürkheim (Artikel in der Rheinpfalz vom 19.11.2012).

heute die Max-Slevogt-Galerie. In der Ausstellung ist er mit dem Bild „**Wurstmarktkapelle**“ (aus Privatbesitz) vertreten.¹⁰

Von 1912 bis 1913 übernahm Ludwig, der Sohn Luitpolds die Regierung für Otto bis zu dessen Tod. 1913-1918 herrschte Ludwig III. als König über Bayern und die Pfalz. Von Ludwig III. ist eine Fotografie in Uniform zu sehen. Da das Speyerer Stadtarchiv auch ein Foto besitzt, wie Ludwig III. im Auto die Stadt Speyer besucht, ist dies ein Dokument, das der Nachwelt nicht nur ein Bild vom König bewahrt hat, sondern auch den technischen Fortschritt in dieser Zeit beurkundet.

3.2 Die Freiheitsbewegungen im 19. Jh.

Mitentscheidend für das Erwachen der freiheitlichen Bewegung¹¹ in Deutschland war die Julirevolution (1830) in Frankreich. Als in Frankreich König Karl X. das Rad der Geschichte zurückzudrehen versuchte, setzte eine Restaurationspolitik ein, in der die Anhänger der Revolution und Napoleons verfolgt wurden. Der zurückgekehrte Adel forderte Entschädigungen. Man sprach vom sog. „weißen Terror“. Daraufhin gab es einen Aufstand, dem sich Studenten, Bürger und Arbeiter anschlossen und der sich in Straßenkämpfen und Barrikadenschlachten entlud.

Die Julirevolution hatte Auswirkungen auf ganz Europa. Die Idee der Freiheit erhielt auch in der Pfalz neue Nahrung. Denn manches lag im Argen im linksrheinischen Gebiet Bayerns: Da die Bevölkerung stark angewachsen war und in den 30er Jahren des Jahrhunderts Missernten sowie dadurch gestiegene Lebensmittelpreise auftraten, war die Ernährung nicht mehr gesichert. Außerdem hatte der Rheinkreis eine höhere Steuerbelastung als Bayern zu tragen. Erschwerend hinzu kam die Zollpolitik. Denn die Pfalz hatte keine Zollgrenzen, während die anderen deutschen Staaten Zölle erhoben. Pfälzer Waren waren selbst bei der Ausfuhr nach Bayern mit hohen Zöllen belastet, während bayerische Einfuhren in die Pfalz ohne Zoll blieben. Die Verhältnisse besserten sich erst mit der Einführung des „Deutschen Zollvereins“ am 1. Jan. 1834, als die Zollschranken fielen.¹²

¹⁰ H.- J. Imiela, Max Slevogt. Eine Monographie, Karlsruhe 1968; S. Paas/R. Krischke, Max Slevogt in der Pfalz, München/Berlin 2005; C. Sutter, Die Pfalz und die Malerei des 19. Jhs., in: Begleitbuch zur Ausstellung

¹¹ **Literatur zu diesem Kapitel:** A. Schlechter (Hrsg.); A. Borchardt-Wenzel, S. 101ff.; Das Hambacher Fest, Materialsammlung für den Unterricht, Bezirksverband Pfalz 2007; H. Fenske, Das Hambacher Fest 1832, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 51ff.; H. Fenske (Hrsg.), Die Pfalz und Bayern 1816-1956, S. 41ff., 67ff., 113ff., H. Fenske, Das Hambacher Fest – ein Mythos?; L. Frisch; M. M. Grewenig (Hrsg.), Das Hambacher Schloß; Jahrbuch 14 der Hambacher Gesellschaft; J. Kermann/G. Nestler/D. Schiffmann (Hrsg.); S. Schaupp, S. 76ff.; N. Seidu, Immer Ärger mit den Pfälzern, in: Begleitbuch zur Ausstellung; P. Spieß, S. 82ff.; E. Süß; L. Wien; H. Ziegler, Pfälzer Geschichte, S. 101ff.

¹² H. Fenske, Konstitutionelle Monarchie und frühe Republik. Die Pfalz 1814-1933, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 11f.

Als in Folge der Julirevolution die Presse in der Pfalz liberale und separatistische Töne gegenüber Bayern anschlug, führte dies zu Einschränkungen der Pressefreiheit, obwohl diese nach der Verfassung im Rheinkreis gewährleistet war. So mussten alle politischen Schriften – wobei die Definition, was politische Schriften waren, großzügig ausgelegt wurde - und auch alle Artikel und Schriften, die sich mit religiösen Themen befassten, der Zensur vorgelegt werden. Als diese Verordnung im bayerischen Landtag gekippt wurde, versuchte die Regierung, ihr Ziel durch Schikanen zu erreichen, wie Beschlagnahmen oder Verbote, solche Schriften per Post zu versenden. Redakteure und Drucker wurden angeklagt, Druckereien geschlossen. In der Pfalz hatten diese restriktiven Maßnahmen zu der Idee geführt, einen Pressverein zu gründen. Diese Idee setzte Johann Georg August Wirth in die Tat um. Ursprünglich war Wirth Jurist, widmete sich später dann ganz dem Journalismus und gab mit der Zeitschrift „Deutsche Tribüne“ eine der wichtigsten liberalen Blätter in der Pfalz heraus. Wirth hatte die Zensur „als Fluch Deutschlands“ angeprangert.¹³

Die „Deutsche Tribüne“ druckte Wirth auf einer Schnellpresse, die ihm der Pressverein finanziert hatte. Wirths Mitstreiter war der in Oggersheim geborene Philipp Jakob Siebenpfeiffer. Dieser hatte am 1. Januar 1831 den „Westboten“ herausgegeben, der aber wegen antibayerischer Tendenzen 1832 von Ludwig I. mit einem Verbot belegt worden war.

Der schnell wachsende Pressverein wurde ebenfalls 1832 verboten und Wirth verhaftet. Obwohl er nach vier Wochen frei gelassen wurde, war die Stimmung in der Bevölkerung entsprechend angeheizt. Freiheitsbäume wurden allenthalben als Zeichen des Protestes gepflanzt. Diese Sitte stammte ursprünglich aus dem Unabhängigkeitskrieg in Amerika, wurde dann während der französischen Revolution übernommen. Ganz in der jahrhundertealten Tradition der Maibäume, die als Zeichen des Frühlings und der neuaufsprießenden Vegetation galten, pflanzten dann französische Soldaten der Revolutionstruppen die ersten Freiheitsbäume in der Pfalz, „damit in jeder Gemeinde das Symbol der Freiheit grüne.“¹⁴ Eine **Lithografie** in der Ausstellung zeigt einen **Freiheitsbaum**. Das Thema wird für die Schüler/innen im Museum als Schwerpunkt aufbereitet.

Wirth und Siebenpfeiffer traten auch beim Hambacher Fest als Redner auf. Das Hambacher Fest nahm auf die von Bayern angesetzten Feierlichkeiten zum Jahrestag der Verfassungsurkunde am 26. Mai Bezug. Als die bayerische Regierung zum Jahresgedächtnis aufrief, erschien eine zweite Einladung, deren Verfasser Siebenpfeiffer war und die von 32 Neustadter Bürgern, größtenteils Mitgliedern des Pressvereins, unterzeichnet worden war. Die

¹³ M. M. Grewenig, Das Hambacher Schloß, S. 70

¹⁴ R. Paul, Über die Geschichte der Freiheits- und Beschwerdebäume, in: Das Hambacher Fest, Materialsammlung für den Unterricht, Bezirksverband Pfalz 2007, S. 131

neue Einladung rief zu einem Volksfest auf und verschob die Feier vom 26. auf den 27. Mai. Da dieser ein Sonntag war, konnte sich das Fest natürlich größeren Zulaufs erfreuen, außerdem wurden ausdrücklich Frauen dazu eingeladen.

Die bayerische Regierung verbot das Fest zunächst, ließ es dann aber zu, da die Veranstalter ein friedliches Fest zusagten. Das Fest wurde als Maifest bezeichnet, im Mittelpunkt stand ein Mittagsmahl für 1000 Gäste, so dass es auf den ersten Blick wie ein unpolitisches Volksfest wirkte.

Das Hin und Her um Verbot und Bewilligung des Festes weckte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und trug sicherlich zum Steigern der Besucherzahl bei. Ob die Angaben, dass sich zwischen 20.000 und 30.000 Besucher zum Fest am 27. Mai auf dem Hambacher Schloss einfanden, tatsächlich zutreffen, ist schwer nachzuprüfen. Sicherlich hatten sowohl Bayerns Regierung als auch die Veranstalter des Festes ihre Gründe, die Zahl der Teilnehmer möglichst hoch anzusetzen.

Auf dem Fest wurden viele Reden gehalten, die stark emotional aufgeladen nach Freiheit und Einheit Deutschlands riefen und das Ende der Adelherrschaft forderten. Wie der Weg dorthin aussehen sollte, darüber erzielten die Redner aber keine Einigkeit. Wirth und Siebenpfeiffer wollten die Reform Deutschlands vor allem durch die freie Presse erreichen. Aber es gab auch Redner, die dazu aufriefen, zu den Waffen zu greifen, wenn alle friedlichen Versuche eine Änderung der Verhältnisse durchzusetzen, scheitern sollten.¹⁵

Einen Eindruck vom Festzug auf das Hambacher Schloss gibt die bekannte, kolorierte **Federlithografie „Der Zug auf das Hambacher Schloss“** im Historischen Museum in Speyer, die die einzig authentische Wiedergabe des Hambacher Festzugs darstellt.

Man erkennt einen wohlgeordneten Zug, der hinauf zum Schloss marschiert. Es herrscht kein Chaos, diszipliniert schließen die Teilnehmer in Reihen auf. Man erkennt Musiker, die den Zug begleiten. Im Vordergrund sind Trommler zu sehen. In der Bildmitte sind Zelte aufgeschlagen, wahrscheinlich Zelte zur Verpflegung der Massen. Im Vordergrund sind schwarz-rot-goldene Fahnen sichtbar. Auf einer Fahne ist Landau zu lesen, mit der sich die Delegation aus Landau zu erkennen gibt. Dort hatte man 1822 ein Volksfest zu Ehren des Namenstages des bayerischen Königs Maximilian Joseph gegeben.

Als friedliche Festveranstaltung, nicht als aufrührerische Kundgebung stellt sich auch das Hambacher Fest dar.

Die schwarz-rot-goldene Fahne, die später zur deutschen Fahne wird, wird auf dem Fest zum ersten Mal mitgetragen. Auf dem Hambacher Schlossturm steht ein Mann, der dort die

¹⁵ So der Heidelberger Burschenschaftler Karl Heinrich Brüggemann: s. F. Engehausen, Das Hambacher Fest, in: A. Schlechter (Hrsg.), S. 29

schwarz-rot-goldene Fahne aufgepflanzt hat, gewissermaßen der „Höhepunkt des Festaktes“, auf den alles zustrebt. Diese Fahne hatte die Aufschrift „Deutschlands Wiedergeburt“, die allerdings auf dieser Farblithografie nicht zu erkennen ist.

Wo die Farben Schwarz-Rot-Gold ihren Ursprung haben, ist nicht geklärt. Üblicherweise leitet man sie von den Farben der Lützow´schen Jäger ab, einem Freiwilligenkorps, das im preußischen Heeresverband gegen Napoleon gekämpft hatte. Sie trugen eine schwarze Uniform mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen. Aber diese Ableitung ist nicht gesichert, viel eher scheint sie eine willkommene Legende zu sein, um die Trikolore mit den Freiheitskämpfen in Verbindung zu bringen. Bisher waren die Farben Schwarz-Rot-Gold auf jeden Fall noch nicht offiziell in Erscheinung getreten. Die Farben Preußens waren Schwarz-Weiß, die Farben des Hl. Röm. Reiches Deutscher Nation waren bis 1806 Schwarz und Gelb.¹⁶ Schwarz-Rot-Gold wurde seit dem Hambacher Fest zur Fahne der liberalen Bewegung.

Um den Volksfestcharakter zu unterstreichen, wurden viele Souvenirs speziell zum Fest hergestellt, die auch tiefgründige Anspielungen auf den eigentlichen Sinn der Hambacher Veranstaltung machten und nach der Niederschlagung der freiheitlichen Bewegung zum Symbol der politischen Gesinnung wurden. So wird im Museum eine **Hambacher Schürze** präsentiert mit der Darstellung des Festzuges zum Hambacher Schloss und ein **Hambacher Tuch** mit den Bildern der beim Hambacher Fest beteiligten maßgeblichen Persönlichkeiten. Mit dem Bildnis Siebenpfeiffers gestaltet ist ein Feuerzeug, das als **Staatsstreich-Feuerzeug** bezeichnet wurde, weil Siebenpfeiffer an den Grundfesten des Staates zündelte, und auf seinen Namen anspielend wurde ein **Pfeifenkopf „Der Siebenpfeiffer“** benannt.

Das Fest lieferte dem Deutschen Bund den Vorwand, „die Repressivgesetzgebung gegenüber der fortschrittlichen Bewegung zu verschärfen“, und selbst so entschiedene Liberale wie Rotteck waren über das Fest erschrocken.¹⁷ So stellte das liberale Staatslexikon, das von Rotteck und Welcker herausgegeben wurde, fest: „Über das Hambacher Fest hatte eigentlich niemand sich zu freuen Ursache als der Absolutismus“.¹⁸ Auch ein Festbesucher äußerte sich zwei Wochen später mit großer Enttäuschung in der Zeitschrift „Hesperus“: „Fand man ja doch einzig den Satz ausgesprochen: „Bringt die Fürsten um, schlägt die Aristokraten tot, aber ohne Blutvergießen und als echte Patrioten auf dem Wege der Gesetzlichkeit“. In dieser Weise lässt

¹⁶ Das Hambacher Fest, Materialsammlung für den Unterricht, Bezirksverband Pfalz 2007, S. 144ff. 1848 erklärt der Frankfurter Bundestag Schwarz-Rot-Gold zu den Bundesfarben (H. Ziegler, Pfälzer Geschichte, S. 116).

¹⁷ H. Fenske, Mehr als eine Provinz ..., S. 18

¹⁸ H. Fenske, Mehr als eine Provinz .., S. 19, Anm. 21

sich der viele Unsinn, welcher dort geschwätzt worden, neben dem einigen Guten zusammenfassen, und von diesem Unsinn hat mancher sein Teil nach Hause getragen...“.¹⁹

In der Tat wurde viel geredet, aber kein Beschluss gefasst. Trotzdem sah Ludwig I. in dem Fest Aufruhr und reagierte prompt mit der Entsendung bayerischer Soldaten in die Pfalz. Folgen waren die Unterdrückung von Presse-, Versammlungs- und Meinungsfreiheit. Die liberal gesinnten Beamten wurden Repressalien ausgesetzt. Die Anführer der liberalen Bewegung stellte man 1833 vor Gericht, allerdings wurden sie freigesprochen. Die Freisprüche verdankten sich der Einführung von Laienrichtern beim Schwurgerichtsprozess zu Napoleonischer Zeit. Diese Laienrichter erwiesen sich als ziemlich unabhängig und gegenüber politischem Druck weitgehend resistent.²⁰ Dennoch wurden Wirth und Siebenpfeiffer auf der Grundlage des napoleonischen Code pénal in Haft genommen. Insgesamt 14 Monate saßen sie in Haft, bis ihnen der Prozess gemacht wurde. Man klagte sie wegen Beleidigung in- und ausländischer Behörden an und verurteilte sie zu einer Höchststrafe von 2 Jahren.

Personen, „gegen welche ... bezüglich revolutionärer Umtriebe im Untersuchungswege eingeschritten worden ist“ wurden in einem „Schwarzen Buch“ verzeichnet. In diesem Verzeichnis aus dem Jahre 1838 waren 1867 Personen aus dem Deutschen Bund aufgenommen, 188 davon stammten aus der Pfalz.²¹

Als im Februar 1848 in Frankreich erneut eine Revolution ihren Anfang nahm, wurde wiederum ganz Europa davon erfasst. In Deutschland kam es allerorten zu größeren Demonstrationen. Gefordert wurde vor allem Presse- und Versammlungsfreiheit und die Einsetzung eines deutschen Parlamentes. Der bayerische König lehnte 1849 jedoch die Annahme einer Reichsverfassung ab, die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossen worden war. In der Pfalz rekrutierten sich aufgrund dieser Ablehnung demokratisch gesinnte Kräfte und bildeten eine provisorische Regierung, die die allgemeine Volksbewaffnung ausrief und am 21. Mai 1849 die bayerische Kreisregierung für abgesetzt erklärte. Preußen stand Bayern zur Seite, und so wurde die Volkserhebung von preußischen Truppen niedergeschlagen. Auch Teile der regulären bayerischen Truppen schlossen sich der Volksbewegung an. Der Bayernkönig rief den Kriegszustand aus und versprach den Soldaten, die übergelaufen waren, Amnestie, wenn sie bereit seien, sich wieder auf die bayerische Seite zu schlagen. Diese **Dokumente** sind Exponate der Ausstellung.

¹⁹ H. Fenske, Das Hambacher Fest – ein Mythos?, S. 45/6

²⁰ M. Martin, S. 75

²¹ L. Frisch, S.189ff.; E. Süß, S. 32-132

Die Konsequenzen dieser neuen Auseinandersetzungen zwischen Pfalz und Bayern waren wiederum politische Verfolgungen und Einschränkung der Versammlungs- und Pressefreiheit.²²

Dass die Farben Schwarz-Rot-Gold sich inzwischen als Farben der liberalen Bewegung etabliert hatten, demonstriert im Museum ein **Spazierstock** in den genannten Farben, der die Namen von Aktivisten der pfälzisch-badischen Revolution von 1848 trägt.

Erst 1871 nach der Reichsgründung beruhigte und verbesserte sich das Verhältnis zwischen Pfalz und Bayern.

3.3 Auswanderung aus der Pfalz im 19. Jh.

Die Auswanderungswelle aus der Pfalz begann bereits im 17. Jh. und fand ihre Fortsetzung im 18. und 19. Jh.²³ Die Gründe waren dafür vielfältig.

Die Entvölkerung der Pfalz während des 30-jährigen Krieges, bei dem die Pfalz den Verlust von etwa 70 % der Bevölkerung zu beklagen hatte, versuchte Kurfürst Karl Ludwig (1649-1680) durch die Zuwanderung von Glaubensflüchtlingen aus den Niederlanden, der Schweiz und Frankreich sowie durch die Ansiedlung abgedankter Söldner auszugleichen. Die Aufnahme der Zuwanderer stellte Stadt- und Landgemeinden aber vor neue konfessionelle, wirtschaftliche und soziale Schwierigkeiten. Die Konfession wurde zunehmend zum Problem, da ab 1685 der kurfürstliche Hof sich zum Katholizismus bekannte. So packten zahlreiche Neusiedler ihre Koffer und wanderten nach Amerika aus. Französische Hugenotten, die in Mannheim heimisch geworden waren, siedelten 1678 im Staat New York in der von ihnen so benannten Stadt „New Paltz“.

Als William Penn, der Anführer der religiösen Sekte der Quäker, 1681 Pennsylvania gegründet hatte, um dort nicht nur seine in Bedrängnis geratenen Glaubensgenossen aufzunehmen, sondern allen Glaubensflüchtlingen Heimat zu gewähren, kamen bereits 1683 Mennoniten aus Krefeld dorthin. Sie wurden in Pennsylvania ansässig in der Nähe der Hauptstadt Philadelphia. Übersetzt heißt „Philadelphia“ „Stadt der Bruderliebe“. Ihre Siedlung nannten sie „Germantown“.

Zwischen 1670 und 1789 kamen dann über 100.000 Pfälzer nach Amerika, vor allem nach Pennsylvania. Die tiefgläubigen und konservativen Auswanderer ließen sich als Bauern auf dem Land nieder. Zum Transport ihrer Lasten bauten sie einen Planwagentyp, der als

²² N. Seidu, Immer Ärger mit den Pfälzern, in: Begleitbuch zur Ausstellung

²³ **Literatur zu diesem Kapitel:** Das Hambacher Fest, Materialsammlung für den Unterricht, Bezirksverband Pfalz 2007, S. 18ff.; R. Paul (Hrsg.); S. Schaupp, S. 51ff.; H. Seebach, Industrialisierung, S. 48ff.; M. Werner, „Deutsche“ und „Deitschlener“ in der Neuen Welt. Zur Geschichte der Pfälzer in Pennsylvania im 18. und 19. Jahrhundert, in: Begleitbuch zur Ausstellung

„Conestoga Wagon“ bekannt wurde. 1717 taucht dieser Name zum ersten Mal auf. Benannt waren die Wagen nach dem Conestoga River in Lancaster County in Pennsylvania. Mit ihrer Tragfähigkeit von mehreren Tonnen Gewicht boten sie sich auch als Transportmittel bei der Besiedlung des „Wilden Westens“ der USA an. In „Western“ kann man sie in langen Trecks durch die Weiten des Landes ziehen sehen.²⁴

Die Tatsache, dass in manchen Gegenden ausschließlich Deutsche wohnten, ließ Benjamin Franklin Mitte des 18. Jhs. beklagen, dass „die Pfälzer Bauernlümmel sich um unsere Ansiedlungen drängen, und indem sie in Rudeln zusammenwohnen, ihre Sprache und Sitten befestigen zum Verderben der unsrigen..., dass sie uns germanisieren, anstatt dass wir sie englisieren“.²⁵ Denn bis zur Mitte des 18. Jhs. begann sich Deutsch als allgemeine Sprache in Pennsylvania zu etablieren. Allerdings waren verschiedene Dialekte anzutreffen. Ein einheitlicher Dialekt, der Pennsylvaniadeutsch genannt wird, bildete sich erst zwischen 1776 und 1820 heraus und avancierte ab etwa der Mitte des 19. Jhs. auch zur Literatursprache. Da der größte Teil der Bevölkerung in Pennsylvania aus der Pfalz stammte, kann das Pennsylvaniadeutsche als Pfälzer Dialekt gelten, wenn auch englische Einsprengsel und Wortprägungen infolge der englischsprachigen Umgebung Einzug hielten. Noch heute sprechen etwa 450.000 Amerikaner Pennsylvaniadeutsch. Sogar in der freien Enzyklopädie Wikipedia erscheinen einige Artikel in diesem Dialekt.

Neben religiösen Gründen waren für die Auswanderung auch wirtschaftliche Gegebenheiten maßgebend, und die scheinen Anfang des 19. Jhs. sogar der Hauptanlass gewesen zu sein, die alte Heimat zu verlassen.

Die Bevölkerung war Anfang des 19. Jhs. stark angewachsen. Missernten, Teuerung der Lebensmittel und daraus resultierende Hungersnöte prägten die Jahre in der ersten Jahrhunderthälfte.²⁶

Die vorwiegend landwirtschaftlich ausgerichtete Pfalz hatte durch die Bestimmungen des Code civil insofern Nachteile erfahren, als durch das Gesetzbuch die gleiche Erbberechtigung aller Kinder verfügt worden war. Das hatte beim bäuerlichen Besitz zu einer Aufteilung in Kleinstbetriebe geführt, die nicht mehr rentabel arbeiten konnten. Auch der Einsatz von landwirtschaftlichen Maschinen lohnte sich nicht in den kleinen Betrieben, was zur Folge hatte, dass in der Pfalz erst spät die Mechanisierung eingeleitet wurde.

²⁴ Quelle: Wikipedia unter dem Stichwort „Conestoga Wagon“

²⁵ zit. bei M. Werner, „Deutsche“ und „Deitschlenner“ in der Neuen Welt. Zur Geschichte der Pfälzer in Pennsylvania im 18. und 19. Jahrhundert, in: Begleitbuch zur Ausstellung

²⁶ In Gesamtdeutschland war zwischen 1800 und 1848 die Bevölkerung von 23 auf 36 Millionen angewachsen (Th. Welskopp, Siechtum der alten Wirtschaftsordnung, in: Damals 2/2013, S. 20).

Obwohl die Pfalz über viel Wald und damit Holz verfügte, gehörten um 1830 48 % davon dem Staat und den Gemeinden. Staat und Gemeindeverwaltungen versteigerten das Holz an die Höchstbietenden, um das Maximale herauszuholen. Das hatte zur Konsequenz, dass die armen Leute, sich Holz nicht mehr leisten konnten und es sich aus dem Wald holten. Solche Aktionen aber waren streng verboten und wurden als Holzfrevel geahndet.²⁷

Die Liberalisierung des Gewerbes durch Aufhebung des Zunftwesens aufgrund des Code civil führte auch nicht zu einer positiven Entwicklung, weil jetzt viele in Handwerksberufe strömten, die aber durch die beginnende Industrialisierung auf Dauer nicht mehr gebraucht wurden.

Die wirtschaftliche Misere, die die Massenauswanderung verursacht hatte, löste bei der Kreisregierung zwar die Furcht aus, ganze Landstriche könnten entvölkert werden, aber anstatt sozialpolitische Maßnahmen zur Linderung der Not zu ergreifen, versuchte sie, die armen Einwohner lieber nach Amerika abzuschieben, um diese nicht finanziell unterstützen zu müssen.

Einen erneuten Schub erlebte die Auswanderung im 19. Jh. durch die gescheiterten Freiheitsbewegungen nach dem Hambacher Fest und der Revolution 1848/9. Gerade in den Jahren zwischen 1852 und 1855 hatte die Auswanderung so zugenommen, dass die Bevölkerung in der Pfalz zum ersten Mal rückläufig war.

Aber die Klientel, die ihrer Heimat nun den Rücken kehrte, war eine andere als zu früheren Zeiten. Es waren wohlhabende Leute, Intellektuelle, die nach dem „Lande der Freiheit zogen, das ihnen ersetzen sollte, was Rheinbaiern nicht mehr vermochte.“²⁸

Die alteingesessenen, tiefgläubigen Siedler, die bereits im 17. und 18. Jh. nach Amerika gekommen waren, betrachteten die „Neusiedler“ mit Argwohn. Während sie sich selbst als „Deutsche“ bezeichneten, nannten sie die Neuhinzugekommen „Deitschlenner“. Letztere ließen sich vornehmlich in Städten nieder, während Ersterer auf dem Land lebten. Auch die Brauchtumpflege unterschied die beiden Gruppen voneinander. Feiern die Neuzugezogenen in Erinnerung an ihre alte Heimat bis heute ein „Oktoberfest“, so verzichteten die Alteingesessenen lieber auf diese Festlichkeit. Die tief im Glauben verankerten „Deutschen“ verabscheuen den dort üblichen Alkoholkonsum.

Die zweite große Auswanderungswelle nach den gescheiterten Freiheitsbewegungen führte Pfälzer aber nicht nur nach Pennsylvania, sondern auch nach New York. Weitere Ziele

²⁷ „Um 1830 wurden jährlich etwa 90 000 Forstfrevler von den Gerichten verurteilt, statistisch gesehen jeder fünfte Pfälzer.“ (J. Kermann, Wirtschaft und Verkehr im 19. Jahrhundert, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab/J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 129)

²⁸ So der Speyerer Journalist Georg Friedrich Kolb, der unter dem Pseudonym J. N. Miller schrieb, in seiner „Geschichte der neuesten Ereignisse in Rheinbaiern 1833“; zit. bei R. Paul, Auswanderung aus der Pfalz vom 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, in: R. Paul (Hrsg.), S. 63

waren Ohio, Illinois, Indiana, Michigan, Wisconsin, Kentucky, Iowa, Missouri, Kansas, Texas und Kalifornien. Auch eine **Zeitung** gaben die Pfälzer in ihrer neuen Heimat heraus mit dem Titel „**Der Pfälzer in Amerika**“, Initiatoren waren die Gebrüder Voelcker, die aus Edenkoben ausgewandert waren.

Die Auswanderung erfolgte selten über den Landweg, sondern eher über die großen schiffbaren Flüsse bis Rotterdam oder Le Havre, von wo man die Überfahrt in einem Segelschiff buchte. Die meisten Pfälzer fuhren natürlich über den Rhein nach Rotterdam. **Modelle von Rheinschiffen**, mit denen die Auswanderer ihre Reise angetreten haben könnten, sind in der Ausstellung zu sehen.²⁹

Manche, die ihr Glück in Amerika machten, schrieben begeisterte Briefe über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nach Hause, wodurch sie Daheimgebliebene ebenfalls zur Auswanderung ermunterten. **Briefe solcher Auswanderer**, wie z.B. der des Tapezierers Daniel Lotz aus New York 1863 an seinen Bruder in Kaiserslautern, sind Dokumente der Ausstellung. Das in New York hergestellte Briefpapier zeigt eine Lithografie des Union Parks in Manhattan. Weiterhin ist ein Brief eines Mannes namens Jakob Würtz zu sehen, der 1871 mit seiner Familie in New York ankam. Das Papier für den Brief, den Würtz an einen Freund schickte, wurde ebenfalls in New York hergestellt und schmückt eine Darstellung von Manhattan.

Viele fanden allerdings in Amerika nicht das „Gelobte Land“ und kehrten desillusioniert zurück. Von denen aber, die Erfolg hatten, ist einer **Heinrich Hilgard**.³⁰ 1835 in Speyer geboren, machte er Abitur und begann ein Studium, das er aber nach kurzer Zeit abbrach. Da er auch noch Schulden gemacht hatte, sah er in seiner verzweifelten Lage nur einen Ausweg, nämlich auszuwandern. Mit seinem letzten Geld kaufte er sich eine Karte für eine Schiffsüberfahrt nach New York. 1853 kam er dort an und verdiente sich seinen Unterhalt mit Gelegenheitsarbeiten. Er erlernte die englische Sprache, nannte sich Villard und arbeitete dann als Kolumnenschreiber und Journalist. Da er damit Erfolg hatte, bekam er bald Zugang zu den höchsten Kreisen der Politik. Er begann in Amerika ein Jurastudium und wurde Präsident mehrerer Eisenbahngesellschaften. Seinen erworbenen Reichtum investierte er zum Teil in Stiftungen in seiner alten Heimat. In der Ausstellung ist er mit seinem **Porträt** vertreten.

Georg Michael Hahn, aus Klingenstein stammend, war von 1864 bis 1865 sogar Gouverneur von Louisiana.

Thomas Nast aus Landau schrieb ebenfalls Erfolgsgeschichte in den USA. 1850 war er mit seinen Eltern dorthin ausgewandert. Der Vater, der in New York als Musiker arbeitete,

²⁹ Wie man sich eine solche Überfahrt vorstellen muss, führt der Bericht des Auswanderers Johannes Cherdon (1846) vor Augen (im Anhang: Textsammlung 4.1).

³⁰ J. Keddigkeit, Heinrich Hilgard-Villard, in: R. Paul (Hrsg.), S. 206ff.

konnte damit kaum seinen Lebensunterhalt bestreiten. Sein Sohn Thomas zeichnete sich durch künstlerisches Talent aus, das er an der Kunstakademie weiter verfeinerte. Schon als Fünfzehnjähriger fiel er durch seine Karikaturen auf, die er in der New Yorker Wochenzeitung „Frank Leslie´s Illustrated Newspaper“ veröffentlichte. Seine Illustrationen und Cartoons nahmen sich politischer Themen an: „Einheit der Nation, Freiheit, Menschenrechte, Rassengleichheit, soziale Gerechtigkeit.“³¹

Nast war auch der Erfinder der Symbole der beiden amerikanischen Parteien, Elefant und Esel. Der Elefant repräsentierte die Republikaner und ist deren offizielles Emblem bis heute. Der Esel für die Demokraten fungiert mehr halboffiziell, verständlich, weil man mit dem Esel ja keine besonders guten Eigenschaften verbindet. Die Bezeichnung „Esel“ war auf den demokratischen Präsidentschaftskandidaten Jackson gemünzt, der dann von 1829 bis 1837 amerikanischer Präsident wurde. Jackson nahm dies jedoch nicht als Beleidigung, sondern als Kompliment, da der Esel ein willensstarkes Tier sei. 1874 entwarf Nast einen Cartoon, in dem ein Esel im Löwenkostüm einen Elefanten mit der Aufschrift „Republikanische Wähler“ erschreckte, der daraufhin in eine Grube zu fallen drohte.³²

Auf Thomas Nast geht auch die Erfindung des Dollarzeichens zurück.³³

In der Ausstellung wird Thomas Nast vor allem als „Vater“ des Santa Claus gedacht. In Erinnerung an den Pfälzer „Belzenickel“ entwarf er den ersten **Weihnachtsmann**, der 1932 von Coca Cola für Werbezwecke eingesetzt wurde. Nicht umsonst ist heute der Landauer Weihnachtsmarkt nach Thomas Nast benannt.

1902 wird Nast sogar von Präsident Roosevelt zum Konsul von Ecuador ernannt. Dort erkrankte er allerdings aufgrund der schlechten klimatischen Bedingungen und starb im selben Jahr.

An einen weiteren berühmten Pfälzer erinnert die Ausstellung mit einer Ketchup-Flasche: **Heinz Ketchup** ist bis heute ein weltweit führendes Produkt.

Der Vater von Henry John Heinz, Heinrich Heinz, stammte aus Kallstadt und wanderte in die USA aus. 1844 wird dort sein Sohn Henry John Heinz in Pittsburgh geboren. Dieser versuchte sich 1869 zuerst als Unternehmer mit der Produktion von Meerrettich, was aber nicht funktionierte, und gründete dann 1876 mit seinem Bruder und einem Cousin die F. & J. Heinz Company, deren Tomatenketchup zum Welterfolg wurde.

³¹ H. Glessgen, Thomas Nast – Cartoonist, Moralist, „Präsidentenmacher“, in: R. Paul (Hrsg.), S. 181f.

³² Quelle: Wikipedia unter Stichwort: „Demokratische Partei (Vereinigte Staaten)“

³³ Quelle: Internet unter „Thomas Nast-Archiv::Regionen: Die 100 größten Rheinland-Pfälzer“

Die Witwe seines Enkels und Teilerbin des Heinz-Imperiums, Teresa Heinz, ist heute mit dem demokratischen US-Senator, ehem. Präsidentschaftskandidaten und jetzigem Außenminister der USA, John Kerry, verheiratet.³⁴

Einen ganz anderen Grund zur Auswanderung hatte Georg Drumm.³⁵ Er gehörte zum Berufsstand der Wandermusikanten, der sich ab 1830 in einem Gebiet der Westpfalz entwickelte, das auch den Namen Musikantenland trägt. Wandermusikanten reisten durch die ganze Welt. Georg Drumm, 1879 in Erdesbach am Glan geboren, ließ sich als Musiker ausbilden, reiste erst nach Schottland, dann nach England und Irland. Irland vertrat er auf der Weltausstellung in St. Louis musikalisch und hatte dort solchen Erfolg, dass er in Amerika blieb, wo er bis zu seinem Tod 1959 in New York lebte.

Besonderen Ruhm erlangte er durch die Komposition der Hymne „Hail America“, die er 1917 komponierte und die zum Zeremonienmarsch des Weißen Hauses wurde, wenn Staatsgäste empfangen werden.

3.4 Neue Verkehrsmittel

In Sachen technischer Innovationen hinkte die Pfalz hinterher. Erst in den 1840er Jahren wurde die bereits 1769 von James Watt perfektionierte Dampfmaschine dort eingesetzt, die mithilfe von erhitzter Kohle Wasser zu Dampf kondensierte und die Maschine mittels Kolben mechanisch antrieb. Diese neue revolutionäre Technik brachte nicht nur einen Fortschritt in der Produktion, sondern bedeutete auch einen Durchbruch bei der Verbesserung der Verkehrs- und Beförderungsmittel.³⁶

Der Fluss als natürlicher Verkehrsweg sollte als erster von der Neuerung profitieren, die Waren- und Personentransport verbesserte. 1816 fuhr auf dem Rhein das erste Dampfschiff von Köln nach Rotterdam, und es legte die Strecke in fünf Tagen zurück. Die 1822 gegründete „Rhein- und Seedampfschiffahrt, Niederländische Gesellschaft“ bediente wohl schon 1824 die Strecke Mannheim-Köln. Seit 1840 wurde die Rheinschanze regelmäßig angefahren. Diese hatte die Niederländische Gesellschaft Speyer als Haltepunkt vorgezogen, das sich ebenfalls als Anlaufstation beworben hatte.³⁷ Damit war auch eine Vorentscheidung für die geplante Trasse der Eisenbahnstrecke gefallen. 1843 entschied der bayerische König, dass Speyer nur in Nord-

³⁴ Quelle: Wikipedia unter den Stichworten „Henry John Heinz“ und „Teresa Heinz“

³⁵ E. Strauß, Georg Drumm, in: R. Paul (Hrsg.), S. 210ff.

³⁶ **Literatur zu diesem Kapitel:** J. Kermann, Wirtschaft und Verkehr im 19. Jahrhundert, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S.142ff.; S. Schaupp, S. 67ff.; W. Schreiner; H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe in der Pfalz, S. 35ff.; 130ff.;146ff.; P. Spieß, S. 100ff.; L. Tekampe, Pfälzer Eisenbahnen, in: Begleitbuch zur Ausstellung; Th. Welskopp, Im Zeitalter der Maschinen, in: Damals 2/2013, S. 24f.

³⁷ **Eine Ansicht Speyers mit dem Dom und einem Dampfschiff** im Vordergrund ist in der Ausstellung zu sehen.

Südrichtung an die Bahn angebunden werden sollte, nicht aber in Ost-West-Richtung. Hier wurde wiederum Ludwigshafen als bedeutendem Hafenplatz der Vorzug gegeben.

Ohne die Erfindung der Dampfmaschine hätte es auch keine Eisenbahn gegeben, die mit der Erschließung schnellerer Verkehrswege zu Lande der wirtschaftlichen Entwicklung weiteren Aufschwung brachte. Mit der Verlagerung des Verkehrs auf die Schiene war die Ära der Postkutschen, die bisher Güter und Personen transportiert hatten, vorbei. Dauerte eine Postkutschenfahrt von Speyer nach München vier Tage, so beschleunigte sich das Reisen jetzt ungemein. Doch dies wurde nicht von allen Menschen als willkommener Fortschritt empfunden. Vielen galt die Bahn als Teufelswerk. Man befürchtete, die laute Eisenbahn mit ihrem schrillen Pfeifen könne bei Kühen auf der Weide die Totgeburt von Kälbern auslösen oder die Kühe so in Panik versetzen, dass man sie notschlachten müsse. Man hatte Angst, dass die Eisenbahn die Häuser im Dorf verrußen ließe oder dass durch Funkenflug Häuser angezündet werden könnten. Deshalb legte man in manchen Fällen die Bahnhöfe weit außerhalb der Siedlung an. Dass die Bahn als „Dampf-Ross“ bezeichnet wurde, zeigt noch die Verbundenheit der Menschen mit der „guten, alten Zeit“ der von Pferden gezogenen Postkutsche.

Auch schädliche gesundheitliche Auswirkungen auf den Menschen in Form von Gehirnschäden beim Blick aus dem schnell (mit 30 Stundenkilometern !) fahrenden Zug wollten Ärzte nicht ausschließen, wie aus einem Gutachten eines Königlich-Bayerischen Obermedizinalkollegiums hervorging. Nur konnten Historiker inzwischen nachweisen, dass ein solches Kollegium nie existierte und es sich um eine Erfindung der Bahngegner handelte, die „Ortsveränderungen mittels irgendeiner Art von Dampfmaschine“ verhindern wollten.³⁸

Offenbar traute man der Eisenbahn die Verursachung von vielerlei Schäden zu. So brachte man auch ein spektakuläres Naturereignis am 5. Mai 1869 mit der Bahn in Verbindung, obwohl diese gar nichts damit zu tun hatte. An diesem Tag ging ein **Meteorit** bei dem Ort Krähenberg auf der Sickinger Höhe nieder. Wie die Pfälzer dieses Naturphänomen erlebten, erzählt folgender Bericht:

„Nach den Schilderungen der Bewohner von Krähenberg und Wiesbach hörten dieselben um 18.32 Uhr des Abends, bei vollkommen wolkenlosem und heiterem Himmel, einen furchtbaren Knall, ähnlich dem, welchen eine Kanone verursacht, nur unendlich vielmal stärker, sodann erfolgte ein Rollen, ein Geknatter wie von Musketenfeuer herrührend, ein Brausen ähnlich dem Geräusche, welches der aus der Locomotive ausströmende Dampf verursacht. ... Viele

³⁸ H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe, S. 141
24

Bauersleute sagten, sie hätten geglaubt, die Eisenbahn sei bei Homburg in die Luft gesprungen und käme nun Dampf auslassend von Oben herab.“³⁹

Doch die Bahn hatte auch Befürworter, die ihren Bau vorantrieben, weil sie eindeutigen Einfluss auf die „Belebung der Industrie und des Handels“ hatte, auf die „Produktivmachung der Bodenerzeugnisse und die Vermehrung der Ausfuhr.“⁴⁰

Die erste Bahn fuhr 1834 von Nürnberg nach Fürth. Geplant hatte sie der Ingenieur **Paul Camille von Denis**, der mit seinem Porträt in der Ausstellung vertreten ist. Auch eine **Ansicht seiner Villa**, die er sich in Diemerstein erbauen ließ, ist in der Ausstellung zu sehen. Seine Familie stammte aus Frankreich. Er selbst aber war in Mainz geboren und trat nach seinem Universitätsstudium, das er in Paris absolviert hatte, in den bayerischen Staatsdienst ein. Da er sich an den Vorbereitungen zum Hambacher Fest beteiligt hatte, hielt er es für besser, sich für einige Jahre aus dem Staatsdienst zurückzuziehen und durch England und die USA zu reisen. Dort lernte er die frühen Eisenbahnen kennen und machte sich mit deren Bau vertraut. Nach seiner Rückkehr nach Bayern setzte er dann seine erworbenen Kenntnisse praktisch um. Auf den ersten Streckenausbau von Nürnberg nach Fürth folgten weitere Planungen in der Pfalz. Während die Bahn in Bayern vom Staat gefördert wurde, war die Pfälzer Bahn privat finanziert in Form einer Aktiengesellschaft, eine damals neue Unternehmensform. 1847 wird die Pfälzische Ludwigsbahn mit dem Streckenabschnitt zwischen Neustadt und Ludwigshafen mit 30 km Länge und zwischen Schifferstadt und Speyer mit 9 km Länge eröffnet. Ein Jahr später war die Strecke zwischen Kaiserslautern und Homburg (35 km) und zwischen Kaiserslautern und Frankenstein (16 km) angeschlossen. 1849 wurde das Teilstück von Homburg über Bexbach bis zur Grenze fertig gestellt, das vor allem dem Transport von Kohle und Koks von der Saar zum Rhein dienen sollte. Im selben Jahr wurde das letzte Stück zwischen Neustadt und Frankenstein vollendet, das für die Erbauer eine besondere Herausforderung bedeutet hatte. Denn es brauchte den Durchstich durch das Pfälzer Bergland und 12 Tunnel waren nötig, um die Bahnstrecke zu verlegen.

1850 war es dann so weit, dass die erweiterte Bahnlinie die Preußen zugehörigen Steinkohlegebiete an der Saar mit dem Rhein verband und 1852 war der Anschluss an das französische Bahnnetz bei Forbach geschafft. Im selben Jahr wurde neben der Pfälzischen Ludwigsbahn noch eine zweite Aktiengesellschaft geschaffen, die „Pfälzische Maximiliansbahn“, von der eine weitere Bahnlinie von Neustadt über Landau nach Weißenburg im Elsass gebaut wurde. 1866 wurde eine dritte Aktiengesellschaft gegründet, die „Nordbahnen“, die mit dem Streckenausbau über Landstuhl nach Kusel und im Alsenzthal

³⁹ H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe, S.140

⁴⁰ H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe, S.146 nach Ausführungen von Christian Mehlis (1877)

betrachtet wurden. 1870 schlossen sich die drei Bahngesellschaften zu einer zusammen. Seit den 1870er Jahren war die Pfalzbahn bis auf noch kleinere fehlende Verbindungen ausgebaut und wies mehr als 800 km Streckennetz auf. 1909 übernahm der bayerische Staat die Pfalzbahnen, so dass aus der ursprünglichen Privatbahn doch noch eine Staatsbahn wurde.

Die Ausstellung dokumentiert die Geschichte der Pfälzischen Eisenbahn mit **Modellbahnen** und einer **Schenkungsurkunde an den Prinzregenten Luitpold (1891)**, als diesem eine nach ihm benannte Lok als Modell überreicht wurde. Ein **Originalfoto** von 1867 zeigt die **Lokomotive „Pöllnitz“** mit dem Hofzug Maximilians von Bayern im Ludwigshafener Bahnhof.

3.5 Industrialisierung

3.5.1 Vom Handwerksbetrieb zur industriellen Fertigung

Die Erfindung der Dampfmaschine machte im wahrsten Sinne des Wortes dem Fortschritt Dampf auch in Bezug auf die Industrialisierung.⁴¹ Denn bis in die zweite Hälfte des 19. Jhs. war die Pfalz noch vornehmlich ein Agrarland. Erst nach der Jahrhundertmitte fand auch die mit Dampf betriebene Dreschmaschine in die Landwirtschaft Eingang. Über 66 Prozent der Pfälzer waren in der Landwirtschaft tätig. Der Weinanbau, dessen Zentrum damals in Deidesheim, Wachenheim und Forst lag, erreichte bereits um 1800 Qualitätsweinniveau.

Trotz der vornehmlich agrarischen Ausrichtung und des Einsetzens der industriellen Produktion ab den 40er Jahren des 19. Jhs. war die Pfalz jedoch in deutscher Gesamtschau nicht als besonders rückständig anzusehen. Denn während in England und Nordamerika bereits im 18. Jh. die Industrialisierung begann, schritt dieser Prozess auf dem Kontinent in unterschiedlicher Weise und Geschwindigkeit voran. Noch in den ersten zwei Dritteln des Jahrhunderts war der überwiegende Teil Deutschlands überwiegend landwirtschaftlich ausgerichtet.

⁴¹ **Literatur zu diesem Kapitel:** J. Kermann, Wirtschaft und Verkehr im 19. Jahrhundert, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab /J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 129ff.; J. Oberhofer/F. Schumann, Weinbau heute, in: Begleitbuch zur Ausstellung; S. Schaupp, S. 67ff.; F. Schellack, Handwerkstraditionen in der „armen“ Pfalz. Schuhe-Tabak-Wandermusikanten, in: Begleitbuch zur Ausstellung; H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe; H. Seebach, Industrialisierung, S. 11ff.; L. Tekampe, „Wein des edelsten Gewächses“. Der pfälzische Weinbau im 19. Jh., in: Begleitbuch zur Ausstellung; Th. Welskopp, Im Zeitalter der Maschinen, in: Damals 2/2013, S. 24f.; Th. Welskopp, Siechtum der alten Wirtschaftsordnung, in: Damals 2/2013, S. 16ff.; H. Ziegler, Historische Streifzüge, S. 51ff. (Gienanth); H. Ziegler, Pfälzer Geschichte, S. 129ff.;

Aufs Ganze gesehen vollzog sich in Deutschland die industrielle Revolution zwischen den 1830er und 1870er Jahren, wobei in den deutschen Territorien Aachen (um 1830) und das Ruhrgebiet (um die Mitte des Jahrhunderts) Vorreiter waren.⁴²

Von einer pfälzischen Industrie konnte zunächst auch noch nicht gesprochen werden. Man fertigte in kleineren Manufakturbetrieben die Waren per Hand. Die Dampfmaschine setzte aber, um rentabel zu sein, Großbetriebe voraus und machte so den kleinen Betrieben den Garaus: „Ackerbau und Kleingewerbe treten zurück gegen die größere Industrie.“⁴³

Der Einsatz der Dampfmaschine steigerte auch die Metallproduktion. Das war insofern von Bedeutung, als für den Eisenbahnbau und die Schienenwege Eisenerzeugung die Voraussetzung war.

Das größte private Eisenerzwerk stand unter Leitung der Gebrüder Gienanth⁴⁴, die auch die pfälzische Eisenbahn belieferten. Bei Imsbach, Winnweiler, Eisenberg, Trippstadt und Schönau verfügten sie über Niederlassungen. Allerdings erschwerte ein 1709 in England neu erfundenes Verfahren zur Eisenerzverhüttung mit Koks ihre Situation, da in den Gienanth'schen Werken weiterhin weniger effektiv mit Holzkohle gearbeitet wurde. Zudem waren sie von den Hauptverkehrswegen, dem Rhein und der neuen Bahnlinie Bexbach-Ludwigshafen, abgeschnitten. Deshalb setzten sich die Gienanths nachhaltig für den Anschluss des Alsenztales an die Ludwigsbahn nach Ludwigshafen ein. Mit ihrer Offensive hatten sie auch schließlich Erfolg.

Noch bedeutender und größer war das Eisenwerk der Gebr. Krämer in St. Ingbert dank ihres günstigen Standorts nahe den pfälzischen und preußischen Steinkohlegruben. Auch sie lieferten Zubehör für die Eisenbahn, z. B. Schienen.

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes beflügelte auch andere Industriezweige in der Pfalz. So entwickelten sich z.B. Steinbruchunternehmungen in Rammelsbach und Albersweiler sowie Tonlager in Grünstadt und Eisenberg, die bisher höchstens im Nebenerwerb geführt worden waren, durch die verbesserten Transport-möglichkeiten zu einem einträglichen Industriezweig.

Als Erfolgsgeschichte erwies sich in Kaiserslautern die Gründung der Pfaff Nähmaschinenfabrik 1862. Der Gründer **Georg Michael Pfaff**, von dem die Ausstellung eine Fotografie zeigt, war eigentlich Blasinstrumentenmacher.⁴⁵ Als ab den 1850er Jahren Singer Nähmaschinen aus den USA nach Europa importiert wurden, bat man ihn um die Reparatur

⁴² Th. Welskopp, Im Zeitalter der Maschinen, in: Damals 2/2013, S. 24f.; Th. Welskopp, Siechtum der alten Wirtschaftsordnung, in: Damals 2/2013, S. 16

⁴³ W. H. Riehl (1823-1897) über die Lage in der Pfalz, zit. bei H. Seebach, Industrialisierung, S. 12

⁴⁴ Eine prunkvolle **Visitenkartenschale** der Gebrüder Gienanth ist in der Ausstellung zu sehen.

⁴⁵ Eine **von Pfaff hergestellte Tuba** wird in der Ausstellung gezeigt.

einer defekten Nähmaschine. Dies brachte ihn auf die Idee, selbst solche Maschinen herzustellen und den Bau von Blasinstrumenten ganz aufzugeben. Die **einmillionste Nähmaschine** der Firma Pfaff, die 1910 gefertigt wurde, ist Exponat der Ausstellung.

Auch für die in der Pfalz bedeutende Schuhindustrie lieferte er eine spezielle Schuh-Nähmaschine. Die Schuhherstellung in der Pfalz mit dem Zentrum Pirmasens hatte ihren Ursprung im 18. Jh. Zu dieser Zeit gehörte Pirmasens zu Hessen - Darmstadt und Landgraf Ludwig IX. gestattete seinen Soldaten, einem Nebenerwerb nachzugehen, da der Lohn der Grenadiere niedrig und die Staatskasse leer war.

Die Wahl fiel auf die Fertigung von „Schlappen“, Wollschuhen mit Wollsohle.

Mit Beginn des 19. Jhs. ging man dazu über, statt der Wollsohle eine Schafsledersohle aufzunähen. Schon bald wurden auch die Oberteile aus Schafsleder gefertigt. 1843 präsentierte das Pirmasenser Schuhmachergewerbe bei der „Ersten pfälzischen Industrieausstellung“ in Kaiserslautern an der Mode ausgerichtete lederne Damenschuhe. Mitte der 50er Jahre exportierte Pirmasens Schuhe ins Ausland, auch nach Amerika, und die maschinelle Fertigung löste die Handfabrikation ab.

Da die Landwirtschaft in der Pfalz weitgehend unrentabel geworden war, wanderten viele Bauern und Landarbeiter in die Industrie ab. Gerade am Beispiel der Schuhindustrie ist zu beobachten, dass Waldbauern, die kein Auskommen mehr hatten, Arbeit in den benachbarten Fabriken suchten. So arbeiteten in Hauenstein Waldbauern aus dem Dahner, Gossersweiler und Annweiler Tal. Noch heute ist der Alte Schuhfabrik-Arbeiterweg von Erfweiler nach Hauenstein ausgewiesen.

Man kann sich kaum vorstellen, was es bedeutete, bei Arbeitsbeginn um 7 Uhr erst einen stundenlangen Anmarschweg auf sich zu nehmen, dann einen elfstündigen Arbeitstag zu absolvieren, um abends denselben beschwerlichen Nachhauseweg zu bewältigen und dann noch Hofarbeit zu erledigen. So nimmt es nicht wunder, dass die Arbeiter in Hauenstein Anfang des 19. Jhs. in Streik traten und für eine Arbeitszeitverkürzung von einer Stunde kämpften, die die Pirmasenser bereits erreicht hatten. Es ging den Hauensteinern nicht um eine Lohnerhöhung, da sie in der Lage waren, für ihre Ernährung durch ihre kleine Landwirtschaft selbst zu sorgen. Aber um das zu können, wollten sie für die landwirtschaftliche Tätigkeit mehr Zeit zur Verfügung haben.

In Streik für eine geringere Arbeitszeit und für eine Anhebung ihrer Hungerlöhne traten 1907 auch die Ramberger Bürstenbinder. Ein ganzes Jahr dauerte der Streik, einer der längsten der damaligen Zeit. Die Bürstenbinderei war dort zunächst in Heimarbeit als Gewerbe praktiziert worden, wurde dann aber in größeren Fabriken betrieben.

Damit ist schon aufgezeigt, dass die Industrialisierung nicht nur einen idealen Zustand herbeiführte, sondern auch reichlich Konfliktpotential barg.

Die Krise der Landwirtschaft führte auch dazu, dass manch ein Bauer im Tabakanbau seine Chance sah. Denn die ausländischen Rohmaterialien waren teuer, auf deutsche Tabake zurückzugreifen verbilligte die Herstellung. Außerdem gelang es, eine hohe Qualität zu erreichen, so dass die pfälzische Tabakproduktion und Zigarrenherstellung in den 50er Jahren des 19. Jhs. einen bedeutenden Aufschwung erlebte.

Die einst blühende Textilindustrie in der Pfalz geriet nach dem Ende Napoleons ins Hintertreffen. In der Pfalz wurde auf den Feldern viel Flachs angebaut, aus dem Leinen hergestellt wurde. Durch die Aufhebung der napoleonischen Kontinentalsperre gegen England konnten jetzt Güter von dort ohne Zoll vermehrt aufs Festland eingeführt werden. Billige Baumwolle verdrängte die Leinenproduktion.

Die Leineweber gerieten in arge Not und gehörten auch zu denen, die verstärkt ihr Heil in der Auswanderung nach Amerika suchten. Die Textilindustrie in der Pfalz erholte sich erst, als in den Tuchfabriken der mechanische Webstuhl eingeführt wurde, mit dem man wieder rentabel arbeiten konnte. Die bedeutendsten Textilfabriken lagen im Lambrechter Tal, wo man zunächst die Wasserkraft des Speyerbaches zur Produktion nutzte, bis man ab 1857 die ersten mechanischen Webstühle mit einer Dampfmaschine als Antriebskraft zur Tuchfabrikation einsetzte. Dies hatte einen gewaltigen Produktionsschub zur Folge, der Lambrecht zum größten Tuchfabrikationszentrum in Bayern avancieren ließ. Aber auch hier kam es zu Streiks - insgesamt viermal - gegen die inhumanen Arbeitsbedingungen und die Hungerlöhne: 1859, 1872, 1890 und 1906.⁴⁶

Die Wasserkraft des Speyerbachs zum Antrieb für die Maschinen brauchten auch die Papierfabriken, die zwischen Lambrecht und Neustadt angesiedelt waren, z.B. zum Papierstampfen.

Im letzten Drittel des 19. Jhs. hatte die Pfalz Bayern im Hinblick auf die Industrialisierung weit überholt.

3.5.2 Die Gründung Ludwigshafens

Bis 1853 wird man die Stadt Ludwigshafen am Rhein auf einer Landkarte vergeblich suchen.⁴⁷

An dieser Stelle existierte seit 1606 nur eine Rheinschanze, ein Festungswerk gegenüber

⁴⁶ Der „Neustadter Stadt-Anzeiger“ schreibt am 2. Aug. 1906 dazu folgendes: „Es ist keine Streiklust, welche die große Mehrzahl der Ausständigen zu diesem Schritt getrieben, es ist vielmehr nur ein durch Not, Teuerung, hohe Wohnungsmiete usw. getriebener Verband von Leuten, denen es ernst ist, ihre Familie menschenwürdig zu ernähren“ (zit. bei H. Seebach, Industrialisierung, S. 88).

⁴⁷ **Literatur zu den Kapiteln 3.5.2, 3.5.2.1 und 3.5.2.2:** W. Breunig; R. Koepke; C. Pfanz-Sponagl, Die chemische Industrie im 19. und 20. Jh., in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab/J. Keddigkeit

Mannheim, das zur Verteidigung der kurpfälzischen Residenzstadt linksrheinisch angelegt worden war. Nach dem Frieden von Campoformio 1801 war das gesamte linke Rheinufer an Frankreich abgetreten worden. Der Rhein wurde zur politischen Grenze und das blieb er auch, als 1816 das linksrheinische Gebiet an Bayern kam. Damals trennte der Rhein Bayern von Baden wie heute Rheinland-Pfalz von Baden-Württemberg. Wie die **Rheinschanze** zu dieser Zeit ausgebaut war, zeigt ein **Modell** in der Ausstellung.⁴⁸

Nach Abtrennung des linksrheinischen Gebietes von der Kurpfalz wurde Ludwigshafen von Bayern bewusst in Konkurrenz zu der an Baden verlorenen ehemaligen Kurpfalzresidenz gefördert. 1820 siedelte sich in der Rheinschanze das Handelshaus Scharpff aus Speyer an und legte damit den Grund zur Entstehung der Hafen- und Handelsstadt.

Dass man an der Rheinschanze 1824 den ersten und einzigen Winterhafen in der bayerischen Pfalz anlegte und 1831 einen Freihafen hinzufügte, bedeutete einen Standortvorteil gegenüber anderen Orten am Rhein und erhob die alte Festung in den Rang eines bedeutenden Hafen- und Handelsplatzes.

1843 erhält die bisherige Rheinschanze durch Verfügung des Bayernkönigs Ludwigs I. den Namen „Ludwigshafen“.

1847 verkehrte bereits die erste pfälzische Eisenbahn zwischen Ludwigshafen und Neustadt, 1849 wird sie bis Bexbach weitergeführt. Mit Eisenbahn und Fluss verfügte Ludwigshafen über die beiden wichtigsten Verkehrswege, wobei die um 1825 begonnene Rheinregulierung durch den badischen Ingenieur Tulla den Einsatz größerer Dampfschiffe ermöglichte.

1852 verlieh Max II. Ludwigshafen die Rechte einer selbständigen Gemeinde in einem Reskript, das am 8.1.1853 in Ludwigshafen bekannt gemacht wurde.

Die Stadt, die damals etwa 1500 Einwohner hatte⁴⁹, entstand praktisch aus dem Nichts. Es gab keine kommunalen Einrichtungen, keine befestigten Straßen, keine Straßenbeleuchtung und keine Infrastruktur.

Über die Situation Ludwigshafens in ihrer Anfangszeit schreibt Wilhelm Heinrich Riehl 1857 in seinem Buch „Die Pfälzer“: Der Pfälzer selbst erzähle:

„dass es in seinem Lande eine Stadt gebe, so jung, dass sie noch keinen Gottesacker habe, doch aber schon zeitweilig ein Tivoli-Theater, eine Stadt, die früher ein Kasino besessen als eine Kirche,..., eine Stadt, die Pflastergeld erhebe, obgleich sie noch gar kein Pflaster aufzuweisen

(Hrsg.), S. 189ff.; C. Pfanz-Sponagl, Friedrich (Fritz) Raschig, in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab/J. Keddigkeit, S.194f.; P. Ruf; F. Werner

⁴⁸ Ebenfalls in der Ausstellung ist eine „**Ansicht des Hafens und des Handelsetablissemments der Rheinschanze** gegenüber Mannheim bei der allerhöchsten Anwesenheit der königlichen Majestäten von Bayern am 7.6.1829“ zu sehen.

⁴⁹ 1867 hatte die Stadt schon 5000 Einwohner.

habe, und deren Marktplatz vor wenigen Jahren noch dergestalt von Wasserflächen durchfurcht gewesen sei, dass man sprichwörtlich sagte, ein Pferd könne auf dem Markt ersaufen.“⁵⁰

1859 erhob Max II. Ludwigshafen in den Rang der Städte des Bayerischen Königreiches.⁵¹ Das Wappen, das Ludwigshafen erhielt, ein Löwe mit Anker in einem Schild, weist auf die Stadt als wichtigen Hafen- und Handelsplatz hin. Die günstige Verkehrslage bot gute Voraussetzungen für die Ansiedlung von Industrie.

Zum Gedenken an König Ludwig, den Namensgeber der Stadt, erbaute man 1858 bis 1862 die Pfarrkirche St. Ludwig, eine neoromanische Säulenbasilika, die auf Entwürfe von Heinrich Hübsch zurückgeht, der auch den Neubau des Westwerks des Speyerer Doms übernommen hatte.

An König Ludwig I. erinnerte ebenfalls ein Brunnen in der Stadt (**Ludwigsbrunnen**, 1896), dessen **Modell** in der Ausstellung zu sehen ist. Dieser Brunnen wurde allerdings nicht eigens für Ludwig angefertigt, sondern man griff auf einen für die Bayerische Landesausstellung in Nürnberg entworfenen Brunnen zurück und widmete ihn kurzerhand zum Stadtgründungsdenkmal um.

So finden sich in der Pfalz häufiger Erinnerungsdenkmäler für die bayerischen Könige als Herrschermonumente.

3.5.2.1 Die Entstehung der chemischen Industrie

1865 entschied der Stadtrat Ludwigshafens zugunsten einer Konzession für die Badische Anilin- und Sodafabrik⁵², nachdem Mannheim eine solche abgelehnt hatte. Der Gründer der BASF, Friedrich Engelhorn, begann seine Produktion mit 30 Arbeitern. 10 Jahre später hatte die BASF schon 1000 Beschäftigte, 16 Jahre nach der Gründung bereits 2000.

Der BASF gelang es, den roten Farbstoff der Krappwurzel (Alizarin) synthetisch herzustellen, ebenso das Indigoblau, den Farbstoff der Jeans, der auf **Werbeetiketten** besonders herausgestellt wurde. Weiterhin entwickelte die BASF die Indanthren-Farbstoffe, die auch bei hohen Waschttemperaturen nicht ausfärbten. Mit dieser besonderen Eigenschaft der Indanthrenfarben warb die BASF ebenfalls, wie ein **Musterbuch der BASF** in der Ausstellung

⁵⁰ zit. bei P. Ruf, S. 22; zu W. H. Riehl: S. Narock/N. Seidu. Ein ganz besonderes Volk. Wie Wilhelm Heinrich Riehl und August Becker die Pfälzer sehen, in: Begleitbuch zur Ausstellung

⁵¹ 1909 gehörte Ludwigshafen zu den fünf größten bayerischen Städten (R. Koepke, S.16).

⁵² Badisch heißt das Werk deshalb, weil es ursprünglich in Baden gegründet wurde, dort aber kein Gelände für eine Ansiedlung bekam. „Anilin stand für die Teerfarbenproduktion, Soda für die Herstellung von anorganischen Hilfsstoffen.“ (C. Pfanz-Sponagl, Die chemische Industrie im 19. und 20. Jh., in: K.- H. Rothenberger/K. Scherer/F. Staab/J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 189

zeigt. Das Musterbuch stellt mithilfe von Stoffmustern die beim Waschen nicht verlaufende Indanthrenfarbe anschaulich der herkömmlichen Farbe gegenüber..

Auch in Sachen Kommunikation war die BASF Vorreiter. Denn 1882 erhielt die BASF eine Telefonanlage, fünf Jahre nachdem die erste Fernsprechanlage in Deutschland in Betrieb genommen worden war und ein Jahr nachdem Berlin das erste deutsche Fernsprechamt erhalten hatte. Es war der erste Telefonanschluss in Bayern. Deshalb bekam das BASF-Telefon auch die Nummer 1. Schon bald wurden Fernsprechleitungen nach Mannheim verlegt, damit man über den Rhein telefonieren konnte und 1884 wurde in Ludwigshafen die erste öffentliche Fernsprechstelle eröffnet. Die Zahl der Einwohner, die über einen Fernsprechanschluss verfügten, war zunächst gering. 1890 registrierte man schon 100, 1902 schon über 500 Telefonanschlüsse.⁵³ In die Anfänge des Fernsprechverkehrs entführt uns im Museum ein **Telefon** aus dieser Zeit.

Aber nicht nur die Ansiedlung der BASF festigte den Ruf Ludwigshafens als Stadt der Chemie. Auch andere Chemiefirmen ließen sich dort nieder. Schon vor der BASF waren 1851 die Gebr. Giulini von Mannheim nach Ludwigshafen umgezogen. Neben Schwefelsäure stellten sie Alaun und Vitriol her.

1858 gründete die Firma Benckiser aus Pforzheim, das älteste deutsche Chemiewerk, eine Zweigniederlassung in Ludwigshafen, die auf die Produktion von Weinsäure spezialisiert war.

1866 legte der Chemiker Albert Knoll zusammen mit seinem Bruder Hans und seinem Schwager Max Daege den Grundstein für die Handelsgesellschaft Knoll & Co in Ludwigshafen, die ein Verfahren zur Umwandlung von Morphin in Codein betrieb.

1891 eröffnete Fritz Raschig eine Fabrik zur Teerdestillation und Herstellung von Teerprodukten.

Die chemische Industrie war auch gefragt, als der Weinbau in der Pfalz Ende des 19. Jhs. in eine Krise geriet. Die Qualität wurde durch eingeschleppte Rebkrankheiten bedroht. Hier suchte die Industrie nach erfolgreichen Gegenmitteln, die jedoch manchmal leider giftig und schädlich waren und deshalb wieder vom Markt genommen werden mussten. Aber da der Weinbau ein Qualitätsmerkmal der Pfalz war, war dies ein Ansporn für die Industrie, weiter zu forschen und adäquate Mittel gegen Schädlinge und Krankheiten zu finden. So wurde aus diesem Impuls heraus 1899 in Neustadt die „Wein- und Obstbauschule“ gegründet, aus der

⁵³ W. Breunig, S. 71

sich das heutige „Dienstleistungszentrum Ländlicher Raum Rheinpfalz“ mit eigenem Weinstudiengang entwickelt hat.⁵⁴

Die Chemieindustrie spielte neben der Metall- und Schuhindustrie die wichtigste Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung der Pfalz. Von all den in Ludwigshafen angesiedelten Chemiewerken schaffte es die BASF zum Branchenriesen aufzusteigen. Schon 1913 hatte sie 12.000 Beschäftigte, die anderen Ludwigshafener Chemiefirmen zusammen 2000.

Im 1. Weltkrieg wird aber bereits deutlich, dass man die Produkte der Chemie nicht nur zu friedlichen Zwecken verwenden konnte. Anfang des 20. Jhs. hatte die BASF durch die Ammoniaksynthese nämlich einen weiteren Fortschritt erzielt. Jetzt wurde das synthetisch hergestellte Ammoniak, das als Stickstoffdüngemittel die Ernährung der Bevölkerung gewährleisten konnte, im Krieg in Salpetersäure umgewandelt und als Sprengstoff eingesetzt. Für die Entwicklung der Ammoniaksynthese war Fritz Haber (1868-1934) verantwortlich, der dafür 1919 den Chemienobelpreis erhielt. Er war es auch, der 1914 daraus Sprengstoff entwickelte in seiner Funktion als Leiter der Chemieabteilung, die vom Kriegsministerium eingerichtet worden war. Ab 1915 stand er dem Referat „Gaskampfwesen“ vor und war für den Einsatz von chemischen Kampfstoffen im Krieg zuständig. In dieser Position empfahl er im 1. Weltkrieg die Verwendung von Chlorgas als effektivem Kampfmittel. 1917 wurde er mit Schädlingsbekämpfung beauftragt und experimentierte zu diesem Zweck mit Blausäure. Dass daraus später das Giftgas entstand, das zur Ermordung der Juden in den Konzentrationslagern eingesetzt wurde, führt die ganze Tragik der Person Habers vor Augen, der selbst Jude war. Der Fall Haber zeigt wie kein anderer in eklatanter Weise, dass der Fortschritt der Wissenschaft nicht nur Segen ist, sondern auch zum Fluch werden kann.⁵⁵

3.5.2.2 Die innerbetriebliche Fürsorge

Schon lange bevor Bismarck seine Sozialgesetzgebung⁵⁶ erließ, erkannten die Chemiefirmen, dass es gut sei, wenn sie für ihre Arbeiter sorgten. Die soziale Initiative der Chemiefirmen bewirkte eine starke Verbundenheit der Arbeiter an das Werk und sollte verhindern, dass sie zu sehr für Gewerkschaftsideen zugänglich wurden. Da man zur damaligen Zeit von äußerst ärmlichen Verhältnissen in der Arbeiterschaft ausgehen muss, stellten die sozialen Bemühungen der Firmen eine Hilfe für die Arbeitnehmer dar.

⁵⁴ L. Tekampe, „Wein des edelsten Gewächses“. Der pfälzische Weinbau im 19. Jh., in: Begleitbuch zur Ausstellung

⁵⁵ D. Martinez, Der Gaskrieg 1914-1918, Bonn 1996; D. Stolzenberg, Fritz Haber – Chemiker, Nobelpreisträger, deutscher Jude, Weinheim 1994

⁵⁶ In den 1880er Jahren wurden Gesetze erlassen, die die Alters- und Invaliditätsversorgung, die Kranken- und Unfallversicherung regelten.

Durch die Ansiedlung der Chemiefirmen bestand ein hoher Arbeiterbedarf, so dass Ludwigshafen bald auch das Image einer Arbeiterstadt hatte. Den größten Anteil an der Arbeiterschaft stellten die ungelernten Arbeiter. Diese entwickelten sich bald zum Problemfall, da sie nur wenig Geld hatten und sich keine anständigen Wohnungen leisten konnten. Was ihnen blieb, waren winzige, dunkle und kalte Keller- und Hinterhofwohnungen ohne ausreichende sanitäre Anlagen.⁵⁷

So ließ die BASF bereits 1866 vier Wohnheime für Arbeiter errichten und begann 1872 im Hemshof 400 Wohnungen zu bauen. Ab 1900 kam eine weitere Wohnsiedlung auf dem Limburgerhof hinzu. Das Wohnen in den Siedlungen wurde von strikten Regelungen und Hausordnungen bestimmt. Dies war einerseits notwendig, um das Zusammenleben möglichst reibungslos zu organisieren. Andererseits schoss man bisweilen mit allzu großen Einschränkungen über das Ziel hinaus. Doch Ordnung und Disziplin, als Tugenden im Bürgertum hochgehalten, sollten auch der Arbeiterschaft vermittelt werden. Erstrebt war der fleißige und loyale Werktätige, der sich voll und ganz für seinen Betrieb einsetzte. Dazu gehörte natürlich auch, dass man auf die Gesundheit der Arbeiter achtete.

Deshalb sorgten die BASF und Giulini auch für Arbeitsschutz und die Gesundheitsfürsorge. Die Arbeiter konnten Werksärzte konsultieren und es wurden Betriebskrankenkassen eingerichtet. Die BASF stellte darüber hinaus auch noch Bäder und Turnhallen, eine Entbindungsstation, eine Heilstätte für Lungenkranke und Erholungsheime für die Belegschaft zur Verfügung. Es gab zudem Unterstützung für bedürftige Werksangehörige. Arbeiter wurden gegen Unfälle versichert und für die Altersversorgung wurde ein Arbeiterpensionsfonds eingerichtet.

Die Firma Giulini unterstützte die berufliche Ausbildung von Mitarbeiterkindern, und Treue- und Leistungsprämien sollten die Beschäftigten motivieren. Auch die Einrichtung von Kantinen wurde selbstverständlich, in denen die Mitarbeiter preiswerte Mahlzeiten erhielten. Neben Sportprogrammen für die Beschäftigten und ihre Angehörigen wurden auch Kulturprogramme initiiert, wie z. B. im Feierabendhaus der BASF.⁵⁸

Kaiserin Augusta, die die „Dritte pfälzische Industrieausstellung“ in Kaiserslautern 1872 besuchte, lobte insbesondere die Anstrengungen der BASF gegen die Wohnungsnot der Arbeiter und sprach die Hoffnung aus, dass sich auch andere Fabriken diesen Maßnahmen anschließen würden.

⁵⁷ Texte zur Wohnsituation der Arbeiterfamilien im Anhang: Textsammlung Nr. 4.3

⁵⁸ C. Pfanz-Sponagl, Die chemische Industrie im 19. und 20. Jh., in: K.- H. Rothenberger/K. Schererer/F. Staab/J. Keddigkeit (Hrsg.), S. 191ff.

3.6 Die Familie im 19. Jh. – Die Rolle des Kindes

Das 19. Jh. ist von entscheidendem Wandel geprägt: Die Folgewirkungen der Aufklärung, der technische Fortschritt, die Industrialisierung und der Kapitalismus läuten ein neues Zeitalter ein.⁵⁹ Das Bürgertum erstarkt und macht selbstbewusst dem Adel die privilegierte Stellung streitig. Obwohl einerseits eine Hebung des Lebensstandards durch die neuen ökonomischen Parameter zu beobachten ist, führt die Industrialisierung andererseits dazu, dass sich eine Massenverarmung bei den unteren Schichten breitmacht. Die Fabrikarbeiter hatten keinen Anteil am Fortschritt.

Allenthalben rückte das Leistungsprinzip in den Vordergrund. Lob, Anerkennung und berufliches Weiterkommen gab es nur bei entsprechend geleisteter Arbeit. Das galt natürlich für die bürgerliche Schicht, wollte sie es zu etwas bringen, und in gewisser Weise auch für die Fabrikarbeiter, die ein bestimmtes Arbeitspensum erbringen mussten, um ihre Arbeitsstelle nicht zu verlieren.⁶⁰

Während in den bürgerlichen Familien darauf geachtet wurde, dass die Frauen nicht arbeiteten, sondern sich der Kindererziehung widmen konnten, mussten in den Arbeiterfamilien die Frauen mitarbeiten, weil ein einziger Verdienst nicht zur Ernährung der Familie ausreichte. Ebenso wurden die Kinder, vornehmlich die Jungen, zur Erwerbsarbeit herangezogen, während es den Mädchen vor allem oblag, zu Hause die Mutterrolle zu übernehmen, den Haushalt zu führen und auf die jüngeren Geschwister aufzupassen. Familienleben fand praktisch nicht statt. Vater und Mutter konnten sich angesichts der Notwendigkeit der materiellen Existenzsicherung auch kaum um die Kinder kümmern. Die Arbeitswoche in der Fabrik betrug 6 Tage, manchmal wurde auch sonntags gearbeitet. Der Arbeitstag hatte 12 bis 14 Stunden und Arbeitsschutz gab es kaum. In der Ausstellung wird ein Bild der **Belegschaft der Schuhfabrik Seibel** in Hauenstein (ca. 1898) gezeigt. Unter den Abgebildeten sind auch einige Kinder und Jugendliche.

Obwohl in den Fabriken das Arbeitspensum hoch war, war der Arbeitstag noch irgendwie geregelt. In der Landwirtschaft dagegen griff keinerlei Regelung der Arbeitszeit. Hier erfolgte der Einsatz je nach Arbeitsanfall.⁶¹

Die Kindersterblichkeit lag auf hohem Niveau, obwohl im letzten Drittel des 19. Jhs. ein allgemeiner Rückgang beobachtet werden kann. Bei Arbeiterkindern wirkte sich die Senkung der Sterblichkeitsrate allerdings nicht aus. Mangelernährung, fehlende Hygiene und das harte

⁵⁹ **Literatur zu diesem Kapitel:** C. Biasini/A. Neef, Die Kinderstube des 19. Jhs., in: Begleitbuch zur Ausstellung; M. Flecken; P. Larass (Hrsg.); H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe

⁶⁰ Deren „Alltag wurde vom Maschinentakt strukturiert“ (H. Seebach, Altes Handwerk und Gewerbe, S. 131).

⁶¹ Texte zur Lebenssituation der Arbeiterfamilien im Anhang: Textsammlung Nr. 4.2

Arbeitspensum, das die Frauen erledigen mussten und das ihnen keine Zeit ließ, ihre Kinder zu versorgen, waren die Gründe dafür.⁶²

Die Wohnverhältnisse der Arbeiterfamilien waren prekär.⁶³ Die Masse der Arbeiter lebte beengt in ein bis zwei Räumen.⁶⁴

Besser ging es da den bürgerlichen Schichten, bei denen in der Regel genügend Wohnraum zur Verfügung stand, so dass eine Differenzierung der Räume nach den Bedürfnissen der Bewohner vorgenommen werden konnte: Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Kinderzimmer, manchmal auch Musikzimmer boten genügend Platz für die Familie. Man achtete auch darauf, dass die Kinder genügend Spielzeug hatten. Weihnachten entwickelte sich schon damals in den bürgerlichen Familien zu einem „Geschenkefest“ für die Kinder und zu einer ersehnten Gelegenheit, inniges Familienleben zu zelebrieren:

„Weihnachten war herrlich. Unvergesslich schon die Adventswochenenden, wenn wir um unseren Vater herumsaßen, Spiele spielten und Weihnachtslieder sangen.“⁶⁵

Arme Eltern konnten es sich nicht leisten, ihren Kindern Spielzeug zu kaufen und Weihnachten festlich zu begehen. Diesen Kindern, die kräftig mit anpacken und mit zum Lebensunterhalt beitragen mussten, blieb auch kaum Freizeit, um zu spielen.⁶⁶

Der Bildungsdrang der bürgerlichen Schichten trug zudem zur Entstehung eines breiten Marktes für Kinder- und Jugendbücher bei, die natürlich die Kinder nicht nur unterhalten, sondern ihnen das Wertesystem der Gesellschaft vermitteln sollten. So ließ der Arzt Heinrich Hoffmann 1844 auf Anraten seiner Freunde den von ihm geschaffenen „Struwwelpeter“ drucken.

Eine **Puppenstube** in der Ausstellung demonstriert, dass man von den Mädchen erwartete, dass sie brav in der Kinderstube spielten und sich mit dem Spielzeug auf ihre künftige Rolle als Ehefrau und Mutter vorbereiteten. Jungen war es schon eher gestattet, sich

⁶² M. Flecken, S. 43; H.- W. Wollersheim, Kindheit zwischen Kaiserreich und Kinderladen – Entwicklung und Wandel der Kindheit von 1910 bis 1970, in: P. Larass (Hrsg.), S. 59: „Um die Jahrhundertwende stirbt in Deutschland fast jedes vierte Kind im Laufe seines ersten Lebensjahres, wobei es allerdings beträchtliche Unterschiede zwischen Stadt und Land und zwischen den sozialen Gruppen gibt.“

⁶³ Texte zur Wohnsituation der Arbeiterfamilien im Anhang: Textsammlung Nr. 4.3

⁶⁴ H.- W. Wollersheim, Kindheit zwischen Kaiserreich und Kinderladen – Entwicklung und Wandel der Kindheit von 1910 bis 1970, in: P. Larass (Hrsg.), S. 61: „Um 1905 machen Ein- und Zwei-Zimmerwohnungen mehr als die Hälfte aller Wohnungen der großen Städte aus.“

⁶⁵ C. Mennicke, Im Schatten der Kindheit, in: Die Sammlung, 1959, S. 308 zit. bei Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 29

⁶⁶ Erich Kästner hat in Abwandlung eines bekannten Kinderliedes die bürgerliche Weihnacht in einem Gedicht „Weihnachtslied, chemisch gereinigt“ sozialkritisch unter die Lupe genommen und den Unterschied zur Situation armer Familien auf den Punkt gebracht. Das Gedicht ist im Anhang in der Textsammlung unter 4.7 abgedruckt.

draußen mit Bällen, Kreiseln und Stelzen auszutoben oder mit Waffen und Zinnsoldaten Krieg zu spielen.⁶⁷

Die allgemeine Militarisierung der Gesellschaft zur damaligen Zeit, die sich in strenger Erziehung, Kasernenton und gehorsamer Unterwürfigkeit unter die Autorität der Eltern wie auch des Staates äußerte, fand ihren Ausdruck auch in der Kleidung nicht nur der Erwachsenen, sondern auch der Kinder. Wie sich der Adel gerne in Uniform präsentierte, so traten auch die Kinder aus bürgerlichen Kreisen bei feierlichen Anlässen in Uniform, wofür das **Ulanenjäckchen** in der Ausstellung steht, oder im **Matrosenanzug** auf. Letzterer wird nach Gründung des Flottenvereins im Jahre 1898 gerne als Ausdruck des Nationalstolzes bei offiziellen Anlässen von Jungen getragen, und man ließ sich gern in ihm fotografieren.⁶⁸

Die Erziehungsziele für die Kinder im Bürgertum und in der Arbeiterschicht unterschieden sich allerdings nicht.

„Kindheit ist nur die Vorstufe des eigentlichen Lebens“⁶⁹, besagte eine Volksweisheit aus dem 19. Jh., und so wurde in allen sozialen Schichten blinder Gehorsam und Unterordnung des Kindes unter die elterliche Autorität gefordert.⁷⁰ Religiöse Erziehung und körperliche Züchtigung sollten die Anpassung des Kindes an gesellschaftliche Normen gewährleisten.⁷¹ Artigkeit und Fleiß wurden den Kindern in Form von Spruchweisheiten in Lesebüchern und Poesiealben allenthalben vermittelt und so ständig als notwendige Tugenden vor Augen geführt.⁷² Eigenständige Persönlichkeitsentwicklung war nicht gefragt.⁷³ Auch dem Adel erging es hier nicht besser. Wir wissen von der Kindheit und Jugend des späteren Königs Ludwig I. von Bayern, dass er sehr streng und hart erzogen worden ist und dass ihn sein Vater „abgeschreckt“ und ihm „gewaltige Furcht eingeflößt“ habe.⁷⁴ In der Ausstellung zeugt

⁶⁷ P. Larass, Einleitung: Kindsein kein Kinderspiel, in: P. Larass (Hrsg.), S. 11: „Der Knabe wird mit Zinnsoldaten und Dampfmaschine auf seine Rolle als Staatsdiener und Familienvater vorbereitet, das Mädchen mit Puppe und Puppenküche auf ihre spätere Funktion als Mutter und Hausfrau.“

⁶⁸ H.- W. Wollersheim, Kindheit zwischen Kaiserreich und Kinderladen – Entwicklung und Wandel der Kindheit von 1910 bis 1970, in: P. Larass (Hrsg.), S. 60

⁶⁹ P. Larass, Einleitung: Kindheit kein Kinderspiel, in: P. Larass (Hrsg.), S. 12

⁷⁰ Eine Begründung der Ge- und Verbote für die Kinder wurde als eine der „Ausgeburten einer übel verstandenen Philanthropie“ abgelehnt (Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 27).

⁷¹ Texte zur Erziehung im Anhang: Textsammlung Nr. 4.4

⁷² Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 25

⁷³ H.- W. Wollersheim, Kindheit zwischen Kaiserreich und Kinderladen – Entwicklung und Wandel der Kindheit von 1910 bis 1970, in: P. Larass (Hrsg.), S. 59

⁷⁴ H. Gollwitzer, S. 85

Ludwig I. hat über seinen Tagesablauf minutiös Rechenschaft abgelegt. Seine Aufzeichnungen gehen bis in sein 16. Lebensjahr zurück. Was er über seine Kinder- und Jugendjahre aufgeschrieben hat,

ein **Kindergewehr des Kronprinzen Ludwig II.** von der militärischen Erziehung, die für den Adel obligatorisch war.

Einen interessanten Einblick in die bürgerliche Vorstellungswelt des 19. Jhs. und deren Sicht auf die armen Leute gewährt uns die Märchenoper „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck.⁷⁵ 1893 uraufgeführt, greift Humperdinck auf eine Adaption des Grimm´schen Märchens zurück, die seine Schwester verfasst hat. Diese war mit einem Arzt verheiratet und in ihrer gutbürgerlichen Welt war es völlig unvorstellbar, dass Eltern ihre Kinder im Wald aussetzten, auch wenn sie noch so arm waren. Also machte Humperdincks Schwester aus dem armen Holzhacker und seiner Frau, die sich vor Armut nicht mehr anders zu helfen wussten, einen Bürstenbinder, dem es durchaus gelang, auf dem Markt durch den Verkauf seiner Produkte zu Geld zu kommen und seine Familie zu ernähren. Zwar können sie keine Reichtümer sammeln, aber durch Fleiß und Tüchtigkeit haben sie ihr Auskommen. Auch die Kinder müssen selbstverständlich in Heimarbeit mithelfen und Besen binden. An Kinderarbeit konnte die bürgerliche Gesellschaft der damaligen Zeit offensichtlich nichts Verwerfliches finden. Die Kinder werden von ihren Eltern in den Wald geschickt, damit sie zum Abendessen Beeren suchen. Dies ist als leichte Strafe dafür gedacht, dass sie beim Herumalbern einen Topf mit Milch umgestoßen haben, mit der zum Abendessen Grießbrei zubereitet werden sollte.

Was die Opernfassung ebenfalls vom Grimm´schen Märchen unterscheidet, ist die Allgegenwart Gottes. Die Melodie der Liedzeile „Wenn die Not aufs Höchste steigt, Gott, der Herr, die Hand euch reicht“ wird zum „werkumspannenden Motiv“, „das der Oper einen religiösen Zug verleiht.“⁷⁶ Immer wieder suchen Hänsel und Gretel Zuflucht im Gebet. Als sie sich im Wald verirrt haben und erschöpft einschlafen, wachen 14 Schutzengel über sie.

Die Vorstellung, dass Schutzengel über die Kinder wachen, entspricht zeitgenössischer Frömmigkeit, die auch in der Ausstellung thematisiert wird. Im Wandschmuck von Kinderzimmern durfte der **Schutzengel** nicht fehlen.

Eigentlich kann den Kindern, so wohl behütet wie sie sind, gar nichts passieren. Auch die böse Hexe wird ihnen nichts antun. Frömmigkeit und Gottvertrauen der Eltern und Kinder wird alle Gefahren besiegen und ein glückliches Ende ist garantiert. Die Eltern, die ihre Kinder

fand Eingang in die „Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher“ in den Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. IX, Berlin 1899 (H. Gollwitzer, S. 84).

⁷⁵ Das zu Grunde liegende Grimm´sche Märchen und dessen Abwandlung in der Oper könnte ein Thema für eine **fächerübergreifende Facharbeit (Geschichte/Deutsch/Musik)** sein.

⁷⁶ J. Liebscher, Humperdincks kompositorisches Konzept. Reizvolle Verbindung von Volks- und Kinderliedern mit musikdramatischen Elementen, in: Programm zu „Hänsel und Gretel“, Badisches Staatstheater Karlsruhe 2009, S. 64ff.

im Gegensatz zum Grimm´schen Märchen verzweifelt gesucht haben, können sie am Schluss wieder in die Arme schließen.⁷⁷

3.7 Die Schule

Wenn wir heute von Kindheit sprechen, denken wir natürlich in erster Linie an den verpflichtenden Schulbesuch, aber auch an kindgerechte Freizeit mit Spaß und Spiel.⁷⁸

Tatsächlich war Ende des 18. Jhs. in fast allen deutschen Territorien Schulpflicht eingeführt. Bayern verlangte sie seit 1802. Mit der Verstaatlichung der Schule, die bereits 1763 in Preußen vorgenommen wurde, wurde die Kirche langfristig aus dieser Institution verdrängt, in der sie im Mittelalter die alleinige Position gehalten und danach immer noch eine maßgebende Rolle gespielt hatte.

Die verstaatlichte Schule sollte es sich jetzt zur Aufgabe machen, künftige loyale und tüchtige Untertanen heranzubilden, die dem Staat nützlich sein konnten. Doch zwischen Anspruch und Wirklichkeit klaffte eine große Lücke, denn der Staat wollte nichts zur Finanzierung des Schulwesens beitragen und überließ die Lasten den Gemeinden. Außerdem wurde für den Schulbesuch Schulgeld verlangt, dass die ärmeren Eltern kaum aufbringen konnten.

Mangels Unterstützung und Ausstattung konnte so nur ein Minimum an Wissen in Bezug auf Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht werden.

Der Schulbeginn sollte im 19. Jh. mit fünf Jahren sein. Wann die Schulpflicht endete, war nicht festgelegt. Geregelt war nur, dass derjenige, der die Schule verließ, als Erwachsener galt. Das war üblicherweise zwischen 10 und 13 Jahren der Fall. Die Klassen der öffentlichen Elementarschulen, die später „Volksschulen“ genannt wurden, waren hoffnungslos überfüllt. 80, ja bis zu über 100 Kinder waren keine Seltenheit in einer Klasse. Dass an ein sinnvolles Unterrichten kaum zu denken war, lässt sich vermuten, zumal die Lehrer oft schlecht ausgebildet und bezahlt waren.⁷⁹

Im 19. Jh. wurden zwar allmählich Seminare zur Ausbildung der Lehrer eingerichtet, diese waren aber vor allem in den großen Städten angesiedelt.

Da es nur schwer möglich war, bei den übergroßen Klassen überhaupt noch irgendeinen Lehrstoff zu vermitteln, war das Einhalten von Disziplin das oberste Gebot. Die Disziplinierung der Schüler wurde häufig durch Prügelstrafen vollzogen. Zwar gab es seit 1794

⁷⁷ E. Voss, Not und Armut und ihre Überwindung durch die Tüchtigkeit von Kindern – contra – Christliches Lehrstück. Märchen und Märchenoper im Vergleich, in: Programm zu „Hänsel und Gretel“, Badisches Staatstheater Karlsruhe 2009, S. 34ff.

⁷⁸ **Literatur zu diesem Kapitel:** H. Ammerich; C. Biasini/A. Neef, Die Kinderstube des 19. Jhs., in: Begleitbuch zur Ausstellung; M. Flecken; F.- M. Konrad; P. Larass (Hrsg.); H. Schiffler/R. Winkeler

⁷⁹ Der Lohn der Lehrer an den elementaren Schulen, den späteren Volksschulen, war bis 1870 so gering, dass er noch nicht einmal dem eines Fabrikarbeiters gleichkam (H. Schiffler/R. Winkeler, S. 120).

schon Bestimmungen, dass die Lehrer die Kinder nicht misshandeln und ihre Gesundheit gefährden durften, aber dies war kein ehernes Gesetz und lag letztlich im Ermessen des Lehrers. Natürlich gab es Lehrer, die ihre Schüler gut behandelten und sie fürs Lernen begeistern konnten. Doch wird die Schule eher als Ort des Schreckens in vielen Darstellungen von Schülern beschrieben.⁸⁰

Diese Art von Schule war natürlich für die Kinder aus dem Bürgertum nicht zumutbar. Sie wurden von Privatlehrern erzogen oder die Mütter bzw. Gouvernanten übernahmen den Unterricht. Wer einen Hauslehrer hatte, war bis 1920 von der allgemeinen Schulpflicht befreit. Bald aber wurde die Erziehung durch einen Hauslehrer für die Erfordernisse der Zeit als nicht mehr ausreichend empfunden, und so wurden im 19. Jh. private und kirchliche Erziehungsinstitute gegründet, die Adel und aufstrebendem Bürgertum den Weg zum Aufstieg in die Staatsverwaltung ebnen sollten. Die Erziehung der Jungen und Mädchen erfolgte dort getrennt.

Den Mädchen ließ man in der Regel jedoch nur eine Grundbildung angedeihen, da sie für „höhere“ Berufe nicht vorgesehen waren. Für die Mädchenerziehung wurden auch Lehrerinnen angestellt.⁸¹ Im 2. Drittel des 19. Jhs. trat insofern ein Wandel ein, als auch höhere Schulen für Mädchen eingerichtet wurden. In Speyer wurde 1879 eine Höhere Töchterschule gegründet, das heutige Hans-Purmann-Gymnasium.

Doch bis zum Beginn des 20. Jhs. konnten die Mädchen kein Abitur ablegen, das war nur den Jungen möglich, für deren Abitur bereits seit 1788 in Preußen ein sog. „Abiturreglement“ existierte. Ab der Mitte des 19. Jhs. war dann das Abitur verbindlich und Voraussetzung für den Universitätsbesuch. Den Mädchen wurde erst nach 1900 die Zulassung zur Universität ermöglicht. Dort bereiteten sich die meisten Abiturientinnen auf ein Lehramtsstudium für die höheren Mädchenschulen vor. Die Schule war die erste Domäne, in der Frauen in die Männerphalanx einbrachen.

Wenn sie den Lehrberuf ausübten, durften Frauen nicht heiraten. Das Heiratsverbot für die Lehrerinnen wurde erst in der Weimarer Republik aufgehoben.⁸²

Den neuen Erfordernissen entsprechend entstand Anfang des 19. Jhs. das humanistische Gymnasium, das besonderen Wert auf die alten Sprachen legte, die jetzt allerdings vorwiegend das Denken schulen und nicht mehr ausschließlich auf einen geistlichen

⁸⁰ Texte zur Schule im Anhang: Textsammlung Nr. 4.6

⁸¹ „Die Leitung öffentlicher Mädchenschulen muss von Männern besorgt werden, und Männer und Frauen ... erteilen Unterricht an denselben. Ein bloßer Unterricht von Frauen in den Schulen ist nirgend hinreichend, ein bloßer Unterricht von Männern für Mädchenschulen auch nicht ganz passend ... (zit. bei: H. Schiffler/R. Winkeler, S. 105).

⁸² F.- M. Konrad, S. 84

Beruf vorbereiten sollten. Dem Gymnasialbesuch ging eine dreijährige Vorbereitungszeit im Progymnasium voraus, darauf folgte die eigentliche Gymnasialzeit mit 9 Jahren.

In Speyer wurde von König Maximilian I. eine Königlich Bayerische Studienanstalt gegründet, die ab 1891 als Königliches Humanistisches Gymnasium bezeichnet wurde und heute als Gymnasium am Kaiserdom bekannt ist. Das Gymnasium geht auf die evangelische Ratsschule des Jahres 1540 zurück und ist damit eine der ältesten Schulen im Lande. Sie beherbergt eine berühmte Bibliothek. Dieser ließ in den Jahren 1881 bis 1883 der nach Amerika ausgewanderte Heinrich Hilgard, gen. Villard, eine Stiftung von insgesamt 50.000 Mark zukommen.

Das heutige Gebäude des Gymnasiums am Kaiserdom wurde 1902 bezogen. Dabei spielte die Nähe zum Historischen Museum, das nebenan erbaut werden sollte, eine besondere Rolle. Offenbar wurde schon damals das Museum als willkommener Lernort begriffen.

Die Eltern aus der gewerbetreibenden und kaufmännischen Mittelschicht wollten jedoch ihre Kinder weniger in theoretischer Gelehrsamkeit unterweisen lassen. Sie wünschten eher, dass sie praktische Kenntnisse für das Berufsleben erwerben sollten. Aus diesem Bedürfnis heraus entstand die Realschule, aus der sich Mitte des 19. Jhs. in Preußen das Realgymnasium entwickelte, das statt alte Sprachen Realien und moderne Fremdsprachen lehrte und zum Abitur führte. Dieses Abitur stand seit 1900 dem Abitur am humanistischen Gymnasium gleichwertig gegenüber. Die Realschule, die einen mittleren Schulabschluss anbot, blieb daneben bestehen.

Die Einführung der Schulpflicht bedeutete allerdings für die Kinder armer Eltern nicht, dass sie „nur“ in die Schule gehen mussten und sonst von allen Arbeiten freigestellt waren. Der Unterrichtsbesuch kam bei diesen Kindern zusätzlich zur Arbeitsverpflichtung hinzu. Denn Kinderarbeit war als Zusatzverdienst unverzichtbar bei den Arbeiter- und Bauernfamilien. Ebenso fürchteten Gutsherren und Unternehmer, bei allzu viel Schulbildung billige Arbeitskräfte zu verlieren. Deshalb wurden sog. Industrieschulen gegründet, die Kinder frühzeitig an die Fabrikarbeit heranführten und ihnen nebenbei nur absolut notwendige elementare Kenntnisse vermittelten. Das bedeutete natürlich für die Kinder eine kaum zu bewältigende Doppelbelastung.

Obwohl seit 1828 in ganz Deutschland ein Gesetz zur Einschränkung der Kinderarbeit galt, hatte dieses wenig Auswirkungen. Auch das 1839 erlassene „Regulativ über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken“ sah einen zehnstündigen Arbeitstag für Kinder von 9 bis 16 Jahren vor mit einer Pause von 1 ½ Stunden. Darüber hinaus wurde ein Unterricht von 5 Stunden verlangt innerhalb der Zeit von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr abends. Der

„Arbeitstag“ der Kinder hätte sich somit auf 16 ½ Stunden addiert. Da dies eine Unmöglichkeit war, verzichtete man lieber auf den Unterricht als auf die Arbeitskraft der Kinder. Insofern war das Gesetz zum Scheitern verurteilt. Auch bezogen sich derartige Gesetze nur auf die Fabrikarbeit, Heimarbeit und Einsatz in der Landwirtschaft⁸³ wurden nicht berücksichtigt. 1840 wurde in Bayern und Baden ebenfalls ein Gesetz zum Schutz der Kinder erlassen, ebenso wirkungslos wie die früheren Verordnungen. Dabei brachen sich damals schon pädagogische Konzepte Bahn, die die Kinderarbeit aufs Schärfste als Ausbeutung und Misshandlung verurteilten.⁸⁴

Erst Ende des 19. Jh. / Anfang 20. Jh., als die Bedienung der Maschinen in den Fabriken komplexer wurde und höhere Anforderungen stellte, konnten Kinder für diese Arbeitsvorgänge nicht mehr eingesetzt werden, so dass die „Kinderarbeit“ sich aus diesen Gründen verringerte: „Im Jahr 1900 sind von 8,3 Millionen Volksschülern immerhin 6,5 Prozent – mithin etwa 540.000 – teilweise erwerbstätig. ... von der Gesamtzahl 40 Prozent mehr als drei Stunden täglich.... Das Kinderschutzgesetz von 1903 dehnt das Verbot der Fabrikarbeit für Kinder unter dreizehn Jahren auf den Bereich der gewerblichen Tätigkeit außerhalb fabrikmäßiger Betriebe aus ...“.⁸⁵

In der Mitte des 19. Jhs. besuchten jedoch mehr als 80 % aller Kinder in Deutschland zumindest die Elementarschule. Einen vorübergehenden Einbruch in der Bildungsoffensive gab es nach den gescheiterten Revolutionen 1848/9. In einigen deutschen Ländern senkte man die Dauer der Schulbesuchsverpflichtung ab, vergrößerte die Klassen, weil man Angst hatte, „zu viel Bildung könne die Menschen unzufrieden und aufmüpfig werden lassen.“⁸⁶

1872 wurden die Beschränkungen in Preußen allerdings wieder aufgehoben. Ende der 1890er Jahre hatte man die Analphabetismusrate auf unter 10 Prozent gesenkt, womit Deutschland im internationalen Vergleich gut dastand.

⁸³ Texte zur Kinderarbeit im Anhang: Textsammlung Nr. 4.5

⁸⁴ So Pestalozzi und Diesterweg, in: M. Flecken, S. 91

⁸⁵ H.- W. Wollersheim, Kindheit zwischen Kaiserreich und Kinderladen – Entwicklung und Wandel der Kindheit von 1910 bis 1970, in: P. Larass (Hrsg.), S. 60

⁸⁶ F.- M. Konrad, S. 68

4 Anhang: Textsammlung

4.1 Auswanderung

Wie man sich eine Überfahrt nach Amerika zur damaligen Zeit vorstellen muss, führt der folgende Bericht des Auswanderers Johannes Cherdon (1846) vor Augen:

„ ... wir fuhren am 15ten Oktober in Mannheim ab, in 2 ½ Tagen waren wir in Rotterdam, wo wir das Segelschiff betraten und dann nach 3 Tagen zuerst von einem Dampfschiffe und dann von Pferden durch einen holländischen Kanal bis nach der Festung Hellforth-Schleiß gezogen wurden. Hier mussten wir wegen ungünstigem Winde 14 Tage rasten. Den 2ten November ging das Schiff ab durch den englischen Kanal, der in 3 Tage(n) passiert wurde, und dann gelangten wir in das hohe Meer. Hier überfiel den 2ten Tage schon die Seekrankheit die meisten Passagiere, 209 an der Zahl. Bloß ich und noch 5 andere blieben gänzlich verschont. Auf der ganzen Reise sind 6 Personen gestorben, 3 Erwachsene und 3 Kinder. Die Gestorbenen wurden in alte Segeltücher gewickelt, bekamen einen Sack mit Steine(n) an die Füße gebunden und so in das Meer hineingestürzt: 3 Kinder wurden geboren. Die Seereise war sehr langweilig, endlich gelangten wir, nachdem wir 53 Tage auf dem hohen Meere waren, am 25sten Dezember hier in der Seestadt Neu-Orleans Staate Louisiana an...“

(R. Paul, „Amerika ist freilich kein Schlaraffenland...“, in: R. Paul, 300 Jahre Pfälzer in Amerika / 300 Years Palatines in America, S. 104/5; Der Text wurde der heute geltenden Rechtschreibung und Interpunktion angepasst.)

4.2 Lebenssituation der Arbeiterfamilien

„Mein Vater verdiente wöchentlich acht Mark. Dafür musste er von morgens vier Uhr, manchmal schon drei Uhr, bis abends neun und zehn Uhr schwer arbeiten, - auch an Sonntagen. Er gönnte sich keine Zerstreung, kein Vergnügen. Er saß in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal in einem Wirtshaus. Seine einzige Verschwendung bestand darin, dass er an ein paar Sonntagen im Jahr, an denen er in der Zeit zwischen zwei und fünf Uhr nachmittags nicht auf dem Gutshof zu sein brauchte, sich aufs Sofa setzte, um eine Zigarre zu rauchen, deren Duft die ganze Familie mitgenoss. An einem Wochentag eine Zigarre zu rauchen, wäre ihm als ein sträflicher Luxus erschienen.“

(Max Hoelz (geb. 1889) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 67)

4.3 Wohnungssituation der Arbeiterfamilien

„Die Masse der gelernten und ungelernten Arbeiter sowie der Dienstboten und ein Großteil der Heimarbeiter der Textilbranche lebten ... in sehr kleinen Wohnungen – 4/5 der ungelernten Arbeiter hatten für die ganze Familie nur ein heizbares Zimmer und daneben noch allenfalls eine Küche oder eine Kammer zur Verfügung. Sehr viele von ihnen mussten im Keller oder in den höheren Stockwerken bzw. dem Dachgeschoss der Mietskasernen wohnen.“

(nach einer Erhebung in Berlin (1885) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 53)

„Was man im Bürgerhaus die ‚gute Kinderstube‘ zu nennen pflegt, war freilich bei uns sehr eng und ärmlich. Wir wohnten in einer Stube mit Alkoven. Das war der landesübliche (Schlesien, d. V.) Ausdruck für ein Nebengelass, fast immer ohne Fenster, höchstens mit einem Luftloch von 25 Zentimeter im Quadrat. Darin standen für uns drei Bettstellen, eine für den Vater, der früh um sechs in die Möbelfabrik ging, eine für die Mutter, die das Kleinste, ein Mädchen, zu sich nahm, eine für uns drei Jungen, zwei lagen in der üblichen Kopfrichtung, in der Mitte der Dritte, zu Füßen.“

(Paul Löbe (geb. 1875) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 53/54)

„In der Küche, die gleichzeitig Hauptwohnraum war, gab es zu jener Zeit nur einen Tisch, die Stühle und den Schrank. In der Ecke stand der unentbehrliche Kohlenherd. Für jeden einen Teller, eine Tasse und einige Töpfe und Schüsseln, damit ist die Liste bald erschöpft. Es gab weder eine Wasserleitung noch Gas oder elektrisches Licht, es gab weder Bad noch Toilette im Haus. Die Fußböden wurden wöchentlich mit Seifenwasser geschrubbt, Teppiche waren unbekannt, es hingen auch keine oder nur wenige Bilder an den weißgetünchten Wänden. Also viele der Ausstattungsgegenstände von heute gab es nicht. Das Gleiche gilt für die Stube und die Schlafkammer.“

(Wilhelm Kaisen (geb. 1887) in: M. Flecken, *Arbeiterkinder im 19. Jh.*, S. 55)

4.4 Erziehung

„Meine Eltern waren sicherlich bemüht, uns eine sogenannte gute Erziehung angedeihen zu lassen, wozu nach ihrer Meinung nur gehörte, dass wir gehorsam waren und dass für Ungehorsam nie die Prügel ausbleiben durften. Seelische Veranlagungen, Charaktereigenschaften, Neigungen und Talente von uns waren meinen Eltern unbekannte Dinge. Unter dem Gesichtswinkel des Gehorsams und des Ungehorsams wurde unser Tun betrachtet und beurteilt.“

(Albert Rudolph (geb. ca. 1875) in: M. Flecken, *Arbeiterkinder im 19. Jh.*, S. 82)

„Schwer drückend für mich war aber hauptsächlich der Umstand, dass Mutter gar nicht ein bisschen Zeit hatte, sich mit uns Kindern zu befassen.“

(Albert Schuster (geb. ca. 1880) in: M. Flecken, *Arbeiterkinder im 19. Jh.*, S. 45)

„Wir Kinder – jedenfalls wir drei jüngsten – sahen unsere Eltern selten; sie lebten unten, wir wohnten oben mit der Kinderfrau, aßen für uns, spielten für uns. Abends kam meine Mutter zum Beten herauf, und wenn Gäste da waren, mussten wir zum Gute-Nacht-Sagen herunterkommen. Wenn ich darüber nachdenke, muss ich sagen, dass ich weder von den Eltern noch von den häufig wechselnden Erzieherinnen Wesentliches gelernt habe, sondern eigentlich nur durch die Atmosphäre des Hauses und auch von den Leuten, zwischen denen sich unser Leben abspielte (...).“

(Marion Gräfin Dönhoff, zit. bei Chr. Berg, *„Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende*, in: P. Larass (Hrsg.), S. 28)

„☐Gehorsam aufs Wort☐ war erstes unbedingtes Erfordernis und den kindlichen Eigenwillen zu brechen, war jedes Mittel recht. Rücksicht auf kindliche Eigenart hatte in diesem Programm keine Stelle. Tugenden wie Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Fleiß, Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit usw. boten Maßstäbe, die an sich Gültigkeit hatten und an Groß und Klein gleichermaßen angelegt wurden. Und es war selbstverständlich, dass alle Versäumnisse aufs Strengste geahndet werden mussten. Humor gegenüber kindlichen Unarten (die tatsächlich ja so gut wie nie auf bösem Willen beruhen) gab es nicht.“

(Chr. Berg, *„Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende*, in: P. Larass (Hrsg.), S. 27 nach C. Mennicke, *Im Schatten der Kindheit*, in: *Die Sammlung*, 1959, S. 307)

„Was dein Vater tut, muss *dir* recht sein, hab ich immer von der Mutter gehört, und vom Herrn Pfarrer: Was der liebe Gott tut, muss *uns* recht sein. Ob also der Vater dreingeschlagen hat oder der Blitz, etwas anderes als: Duck dich! ist mir zuletzt dabei nicht mehr eingefallen.“

(Marie von Ebner-Eschenbach, zit. bei Chr. Berg, *„Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende*, in: P. Larass (Hrsg.), S. 27)

„Du liebes Schwesterlein, wir wollen immer recht artig sein: Haben dann Vater und Mutter beide an uns Kindern ihre Freude. Sieht´s auch droben im Himmel fern Gott der Vater und hat uns gern; spricht: So mag ich die Kinder sehen; denen soll nie ein Leid geschehen; und alle Englein um ihn her, sie hören es auch und freu´n sich sehr.“

(Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 29 nach A. Haesters, Lehr- und Lesebuch, 11. Aufl. Essen 1887, S.17)

„(...) die religiösen Vorstellungen, in denen man lebte, waren dazu angetan, alle Konfliktsituationen unter dem Aspekt der Sünde erscheinen zu lassen und sie von daher doppelt und dreifach zu belasten. Ach, wie habe ich mich oft gequält!“

Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 34 nach C. Mennicke, Im Schatten der Kindheit, in: Die Sammlung, 1959, S. 306)

„Sind Prügel der höchste Ausfluss erzieherischer Weisheit, dann muss ich ein wahrer Mustermensch geworden sein. Aber was ich geworden bin, wurde ich wohl trotz der Prügel“, schreibt Bebel* (1910...) und fügt hinzu: „Andererseits wieder war der Vater aufs Emsigste für unser Wohl bemüht, denn er war trotz alledem ein gutherziger Mann.“

(M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 84)

(* August Bebel (1840-1913) gründete zusammen mit Wilhelm Liebknecht 1869 die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“.)

4.5 Kinderarbeit

„Über Tag musste ich meinen Bruder und meine Schwester pflegen, so gut ich konnte; meine Mutter machte jeden Morgen alles bereit, denn der Bruder war damals erst ein halbes Jahr alt, meine Schwester drei Jahre alt. Meine Mutter sagte und zeigte es mir, wie ich es machen müsste, bis sie wieder heimkomme. Ich musste immer auf einer Bank oben stehen, mochte* lange nicht in das Wäglein hineinlangen, wo mein Bruder lag, es war manchmal keine schöne Ordnung.“

(Kathrin, 4 Jahre alt, Nachname unbekannt, in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 42)

(*mochte ist hier in dem Sinne von „vermochte, konnte“ zu verstehen.)

„Als ich fünfeinhalb Jahre zählte, da war es mit der guten Zeit vorbei. Von da an musste ich schon etwas mit verdienen“ ... „Die goldenen Tage, welche die Kinder der Reichen unter dem Schutze von Erziehern genießen, waren mir wie so vielen hundert anderen nicht gegönnt. Kaum das sechste Jahr zurückgelegt, musste ich in die Fabrik, um auch einen Teil für meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Und es war wenig genug, was ich erhielt: sechzig bis siebzig Kreuzer die Woche, rohe Behandlung und viele Schläge, denn die Kinder standen schutzlos in der Fabrik.“

(Anna Altmann (geb. 1852) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 96)

„Wie im ganzen Thüringer Walde und vor allem in meinem Geburtsort üblich war, wurden wir schon in frühester Jugend zur Arbeit bei fremden Leuten angehalten. Wir halfen den Landwirten bei der Ernte, im Frühsommer holten wir aus den Sümpfen Binsen und flochten sie zu Kornbändern, mit denen die Garben zusammengebunden werden sollten. Im Herbst betätigten wir uns bei der Kartoffelernte, im Winter und Frühjahr wurden für die Zinngießereien Bleisoldaten, Schäferereien und dergleichen gemalt.“

(Wilhelm Bock (geb. 1846) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 99)

„Zu tun wurde mir aufgegeben alles, was vorkam, Vieh füttern, Pferdeputzen u.s.w. So kam denn der Sommer herbei, wo ich dann des Morgens bald nach dem Sonnenaufgang mit der Viehherde auf die Weide zog und bis zum Sonnenuntergang mir allein überlassen blieb. Wenn ich des Abends spät nach dem Sonnenuntergang, im Hochsommer also etwa um neun Uhr auf den Hof kam, meine Rinder in die Ställe getrieben und jedes an seinen Standort ... angebunden hatte, so harrte noch eine and're Arbeit auf mich. Nämlich die vier Pferde, mit denen man über Tag auf dem Acker gearbeitet hat, musste ich, während die andern alle zum Abendessen gingen, auf die Nachtweide hinbringen ... Wenn ich damit fertig war und nach dem Gehöft

ankam, so war die Uhr zehn, auch halb elf bereits, erst da bekam ich mein Abendbrot, manchmal war auch nichts für mich übrig geblieben, so bekam ich dann ein Stück Brot und eine Tasse Milch, immerhin fühlte ich mich viel wohler als zu Hause (er hatte dort hungern müssen, d.V.). Spät kam ich also in mein Nachtlager, und des Morgens um drei, spätestens um vier Uhr, da kam die Bäuerin mich wecken, da war das Aufstehen so schwer ...“

(Max Brockelmann (geb. 1874) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 100)

„Der Herbst verfloss wieder, ohne dass ich die Schule besucht hätte. Denn der Vater, der aus der Fremde heimgekehrt war, ging mit Mutter Hopfen pflücken und dann Zuckerrüben ausmachen. Ich musste wieder das Haus versehen und die Geschwister besorgen. Später, als mein Bruder imstande war, meinen Posten zu versehen, musste ich mit aufs Feld und mich an dieser Arbeit beteiligen. Da war wieder keine Rede von in die Schule zu gehen. Nur im Winter gab's dann einzelne Tage, wo die Mutter nicht Getreide dreschen ging oder ich nicht Brennholz und Kohlen zu holen hatte. Da konnte ich dann wieder einmal in die Schule gucken gehen. So ging das bis in das zwölfte Jahr. Dann war von der Schule überhaupt keine Rede mehr.“

(Wenzel Holek (geb. 1864) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 121)

4.6 Schule

So hören wir um 1800 aus dem als fortschrittlich geltenden Brandenburg-Preußen folgenden Bericht über die Lehrersituation, wobei die geschilderten Zustände auch noch im 19. Jh. vor allem auf Dörfern aktuell waren:

„In vielen Dörfern wird zwar Schule gehalten, aber nicht von einem vorbereiteten, geprüften, förmlich angesetzten und besoldeten Lehrer, sondern die Gemeinde mietet sich, für drei oder vier Wintermonate, irgendeinen leicht zu befriedigenden Schneidergesellen, der dann mit seiner Schule wöchentlich von einem Haus zum anderen wandert, und ebenso in der Reihe von den Hauswirten gespeist wird.... Oft hütet dann ein und derselbe Mann im Sommer das Vieh, im Winter die Jugend des Dorfs; und die Vereinigung dieser beiden Posten ist immer noch natürlicher und begreiflicher, als wenn, wie dies wirklich auf mehreren Dörfern der Fall ist, der Schulmeister, um leben zu können, zugleich Nachtwächter ist.“

(H. Schiffler/R. Winkler, Tausend Jahre Schule, S. 100; angepasst an die heutige Sprache und Rechtschreibung)

„Die große Not, herzabdrückend und die Seele verwundend, begann für Michael erst in der Schule. Der Schlag ins Gesicht, dem ein viele Sekunden wählender Wutblick des Lehrers in die Augen des hypnotisierten Schölers voranging, und die mit vollster Wucht verabreichten Hiebe mit dem Rohrstock, dass Fingerspitzen und Handballen blau anliefen, auf den Hintern, dass die Striemen schwollen, rotviolett und dick wie Würmer, waren nicht das Ärgste, das der Volksschullehrer Dürr seinen vierzig Prögelknaben zufögte. Das Ärgste war die Angst. Seine Erziehungsmethode war, die Knaben in Angstbesessene zu verwandeln. Das Schulzimmer war mit Angst geheizt. Angst war nachts der Trauminhalt seiner Schöler. Frühere Schöler von ihm fuhren seinetwegen noch als verheiratete Männer aus Angstträumen hoch und wichen auf der Straße erschreckt zur Seite, wenn er unverhofft ihres Weges kam ... Er benutzte seine überwältigende Autorität dazu, die Persönlichkeit des Schölers auszurotten, und beging den Seelenmord gründlich. Nach kurzer Zeit bestand die Mehrzahl aus Kreaturen mit allen Eigenschaften des Untertanen, fertiges Material für die nächste Autorität, den Feldwebel im Kasernenhof, und die Empfindsameren trugen den Stempel des Irrenhauskandidaten auf der Stirn.“

(Leonhard Frank (geb. 1882) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 144/5)

„Diese Schultyrannie zeugte eine heillose Furcht. Manche Kinder mussten zur Schule geschleppt werden, mit Stricken gebunden, andere rissen aus, streiften tage-, ja wochenlang in der Freiheit umher ...“

(Franz Bergg (geb. 1866) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 145)

„Meine Lern- und Wissbegierde war so groß, dass ich so etwas wie „Schulschwänzen“ gar nicht kannte; und ich erinnere mich, dass ich wiederholt in mit Lumpen zusammengehaltenen Schuhen im tiefsten Schnee noch zur Schule ging, um ja keine Stunde zu versäumen; und es war das schrecklichste Leid für mich, wenn ich einmal aus einem triftigen Grunde nicht zur Schule gehen durfte.

(Josef Peukert (geb. 1855) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 133)

„... Die erste Schulzeit wurde für mich, was sie für Kinder so wunderselten ist: Das Paradies. ... wenn ich mir zu jener Zeit den lieben Gott vorstellte, dachte ich immer an meinen Lehrer.“ *(Paul Löbe (geb. 1875) in: M. Flecken, Arbeiterkinder im 19. Jh., S. 146)*

4.7 Erich Kästner (1927): Weihnachtslied, chemisch gereinigt

„Morgen, Kinder, wird´s nichts geben! /
Nur wer hat, kriegt noch geschenkt.
Mutters schenkte euch das Leben./
Das genügt, wenn man´s bedenkt.
Einmal kommt auch eure Zeit. /
Morgen ist´s noch nicht soweit.

Doch ihr dürft nicht traurig werden. /
Reiche haben Armut gern.
Gänsebraten macht Beschwerden. /
Puppen sind nicht mehr modern.
Morgen kommt der Weihnachtsmann. /
Allerdings nur nebenan.

Lauft ein bisschen durch die Straßen! /
Dort gibt´s Weihnachtsfest genug.
Christentum, vom Turm geblasen, /
macht die meisten Kinder klug.
Kopf gut schütteln vor Gebrauch! /
Ohne Christbaum geht es auch.

Tannengrün mit Osrambirnen - /
lernt drauf pfeifen! Werdet stolz!
Reißt die Bretter von den Stirnen, /
denn im Ofen fehlt´s an Holz!
Stille Nacht und heil´ge Nacht - /
weint, wenn´s geht, nicht! Sondern lacht!

Morgen, Kinder, wird´s nichts geben! /
Wer nichts kriegt, der kriegt Geduld!
Morgen, Kinder, lernt fürs Leben! /
Gott ist nicht allein dran schuld.
Gottes Güte reicht soweit.../
Ach, du liebe Weihnachtszeit.“

(Gedicht entnommen: Chr. Berg, „Das Jahrhundert des Kindes“ an seinem Beginn - Kindheiten zur Jahrhundertwende, in: P. Larass (Hrsg.), S. 29)

5 Arbeitsmaterialien

5.1 Wer bin ich? Ein berühmter Pfälzer erzählt aus seinem Leben.

Ich bin 1826 in Kirchheimbolanden als fünftes Kind eines Notars geboren.

Um mir eine bessere Schulbildung zu ermöglichen, ziehen meine Eltern nach Frankenthal, wo ich das Progymnasium besuche, anschließend die Gymnasien in Speyer und Kaiserslautern. Danach entscheide ich mich für ein Studium der Ingenieurwissenschaften in München, das ich 1849 abschließe. Im selben Jahr werde ich Assistent am physikalischen Institut und arbeite zugleich an der Sternwarte in Bogenhausen. Dort befasse ich mich vor allem mit der Erdmagnetismustheorie und erkenne, dass unser Wissen darüber in Bezug auf die Gebiete am Südpol besonders lückenhaft ist.

Das stachelt mich an, mich näher mit den Verhältnissen am Südpol zu befassen. Da man aber nur mit dem Schiff dorthin gelangen kann, will ich mein Steuermannspatent ablegen. Das gelingt zunächst nicht. Also fahre ich mit der Handelsmarine zur See und zwar nach Südamerika. Danach schaffe ich es doch, an der Navigationsschule in Hamburg mein Steuermannspatent zu erwerben.

1852 steche ich erneut in See, dieses Mal nach Australien. Dort in Australien nehme ich wegen der Nähe zu den Südpolargebieten erdmagnetische Messungen vor. 1857 gründe ich in Melbourne ein Observatorium, dem ich bis 1864 vorstehe. Von dort aus starte ich viele Expeditionen, um das Landesinnere Australiens zu erforschen, zu vermessen und Wetteraufzeichnungen zu machen. Dafür kann ich sogar finanzielle Unterstützung von König Maximilian II. von Bayern gewinnen. Meine Tätigkeit in Australien hat mir auch eine Würdigung und Lebensbeschreibung im Australian Dictionary of Biography (=Australisches Biografisches Lexikon) eingebracht. 1864 kehre ich nach Deutschland zurück.

Nach der Reichsgründung 1871 ziehe ich nach Berlin um und arbeite bei der kaiserlichen Flottenleitung. In dieser Funktion organisiere ich eine Weltumseglung und gründe das Observatorium Wilhelmshaven sowie die Deutsche Seewarte in Hamburg, die ich von 1876 bis 1903 leite.

Wegen meines besonderen Interesses für den Südpol ernennt man mich 1879 zum Vorsitzenden der Internationalen Polarkommission. Leider gelingt es mir nicht, selbst zum Südpol zu reisen. Doch beherberge ich für einige Zeit, als ich in noch Hamburg wohne, den norwegischen Forscher Roald Amundsen, der 1911 den Südpol erreichen sollte. Ich habe ihm die Durchführung erdmagnetischer Messungen beigebracht.

Im Jahr 1900 werde ich vom bayerischen Regenten in den Adelsstand erhoben.

Mir zu Ehren trägt heute die Forschungsstation der Bundesrepublik Deutschland in der Antarktis meinen Namen. Ebenso sind Schulen in meinem Geburtsort Kirchheimbolanden und meinem späteren Wohnort Frankenthal nach mir benannt. Sogar einem Mondkrater durfte ich meinen Namen geben.

Meine letzten Lebensjahre habe ich in Neustadt an der Weinstraße verbracht. Da ich mich auch auf Wetteraufzeichnungen spezialisiert habe, wird ab dem 15.5.1882 in Neustadt jeden Morgen der Wetterbericht ausgehängt, der auf Daten basiert, die von der Hamburger Seewarte übermittelt werden. Nach meinem Tod 1909 bin ich in Neustadt auf dem Hauptfriedhof bestattet worden. Auf meinem Grab steht ein Tempelchen, das mit Emblemen der Seefahrt geschmückt ist.

(Quelle: Wikipedia und H. J. Kretzer, in: Pfälzer Lebensbilder, Bd.4, 1987, S. 205ff.)

- Mit Hilfe der Angaben im Text kannst Du sicher herausfinden, wer ich bin.
- Auch im Museum hast Du Gelegenheit, mich kennenzulernen. Dort ist sowohl ein Porträt von mir zu sehen als auch von mir benutzte Instrumente, wie z.B. ein Teleskopfernrohr und ein Kompass, ebenso Wetteraufzeichnungen, die vielleicht sogar weltweit die ersten Wetteraufzeichnungen überhaupt sind, die mit einem automatisch aufzeichnenden Gerät gemacht wurden.

5.2 Theodor E. Hilgard über seine Auswanderung nach Amerika

Theodor Hilgard, 1790 in Mannheim geboren, war Jurist und arbeitete als Richter in Zweibrücken. Er war Verfechter liberaler Ideen und bewunderte die Errungenschaften der französischen Revolution. 1835 wanderte er in die USA aus. 1855 kehrte er nach Deutschland zurück.

Wie er seine Auswanderung begründet, macht der folgende Text deutlich:

„Ich gelangte zu der klaren Überzeugung, dass eine zahlreiche Familie, wie die meinige, in einem kleinen, engen und noch dazu durch unnatürliche Verhältnisse geplagten Ländchen, wie die bayerische Rheinpfalz, keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde; dass hingegen die große amerikanische Union mit ihrem unermesslichen Gebiete, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft, jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete.

Dazu kam die Betrachtung, dass die politische Gesinnung, die mich beseelte und die ich durch Lehre und Beispiel auf meine Kinder zu übertragen wünschte, der heimischen Staatsregierung missliebige sei, dass ich also entweder die Erziehung meiner Kinder fälschen und mir selbst untreu werden, oder sie für immer der Ungunst der Regierung preisgeben müsste.

Auch hielt ich es für einen unschätzbaren Gewinn, meine Nachkommen zu freien Menschen zu machen; das Bewusstsein höherer Menschenwürde, das stets in dem Republikaner lebt, ihnen zu sichern, die Heuchelei und Kriecherei, die - besonders in Deutschland - das fast unvermeidliche Erbteil des Untertanen zu sein scheint, von ihnen fernzuhalten;

sie des peinigenden, ewig nagenden Gefühls der Unzufriedenheit mit den politischen Institutionen des Landes, mit der Ungleichheit der Stände, mit dem maßlosen, das Mark des Volkes verschlingenden Militärwesen, mit den tausend Hemmungen der Industrie und des Handels, mit dem Adels-, Offiziers- und Beamtendünkel, mit der allgemeinen Bevormundung und dem Eingreifen der Polizeigewalt in alle Verhältnisse, mit der Unfreiheit der Presse usw. zu überheben;

sie einer Verfassung teilhaftig zu machen, die kein Interesse einer Dynastie oder Kaste im Gegensatz zu dem des Volkes zulässt und sonach den ewigen und unvermeidlichen Kampf, der in monarchischen Staaten durch diesen Gegensatz hervorgerufen wird, ausschließt;

die jeden Streit zwischen Staat und Kirche ganz sich selbst überlässt, und die der Regierung nicht gestattet, sich in die heiligste Angelegenheit der Familie, die Erziehung der Kinder, maßgebend einzumischen, um dem heranwachsenden Geschlechte nur so viel Licht zufließen zu lassen, als das herrschende Regierungssystem für unschädlich hält.

Auch war es mein heißer Wunsch, meinen Nachkommen - besonders den späteren, die Amerika ihr Geburtsland nennen würden - das schöne Glück eines starken und stolzen Nationalgefühls zu verschaffen, ein Gefühl, das dem Deutschen stets versagt sein wird, solange die klägliche Zerrissenheit seines Vaterlandes fort dauert, und ohne welches doch ein echtes und würdiges Bürgerglück nicht denkbar ist, so wenig als eine lebendige, alles durchdringende und alles überwiegende Vaterlandsliebe. "

(R. Paul, Auswanderung und Emigration aus der Pfalz im 19. und 20. Jh., in: 300 Jahre Pfälzer in Amerika / 300 Years Palatines in America, Landau/Pfalz 1983, S. 65/6)

- Welche Nachteile sieht Hilgard in der alten Heimat und welche Vorteile in der Neuen Welt stehen diesen gegenüber.
- Welches politische Ereignis ging in der Pfalz seiner Auswanderung voraus?
- Wieso kann ein Deutscher Hilgards Ansicht nach kein Nationalgefühl entwickeln?

5.3 Pennsylvaniadeutsch

5.3.1 Gedicht: „Owetlied“ (1835)

(Erstes Gedicht, das in Pennsylvaniadeutsch erschien)

Mariyets scheint die Sunn so schee,
Owets geht der geel Muhnd uff,
Mariyets leit der Daa im Glee,
Owets dredt mer drucke druff.

Mariyets singe all die Veggel,
Owets greischt die Laabgrott aarick,
Mariyets globbt mer mit dem Fleggel,
Owets leit mer schun im Sarrig...

(Gedichtstrophe entnommen aus M. Werner, „Deitsche“ un „Deitschlenner“ in der Neuen Welt. Zur Geschichte der Pfälzer in Pennsylvania im 18. und 19. Jh., in: Begleitbuch zur Ausstellung)

Da die Umgebung der deutschen Auswanderer englischsprachig war, schleichen sich natürlich auch englische Begriffe in den Pfälzer Dialekt ein, wie man an dem folgenden Text ersehen kann:

5.3.2 Artikel über Mozart in Pennsylvaniadeutsch in Wikipedia

Der Wolfgang Amadeus Mozart (gebore am 27 Yenner 1756 in [Solzburg](#), Heiliges Römisches Reich Deutscher Nationen - gschtaerewe am 5 Disember 1791 in [Wien](#), Heiliges Römisches Reich Deutscher Nationen. Iss enner vun die meescht important Composer der Gschicht. Er waar en Wunnerkind unn sei Fadder waar der [Leopold Mozart](#), en deitscher Violinist unn Komponist.

Wolfgang Amadeus Mozarts Werke sinn vun der Klassische Schuhl der Myuusick.

5.3.3 Wortbeispiele aus dem Pennsylvaniadeutschen

Zusammengesetzte Wörter aus deutschen und englischen Begriffen:

Bisnessleit / Altfeschend / Sekendhendich / Uffdresse

Deutsche Nachsilben werden an englische Wörter angehängt:

Watsche /schtobbe

Manche Wörter und Wendungen werden im Pennsylvaniadeutschen nach englischen Vorbildern geschaffen:

Hatschaffich / Gutguckich

(Beispiele entnommen aus: H. P. Kelz, Pennsylvaniadeutsch und Pfälzisch. Ein sprachlicher Vergleich, in: 300 Jahre Pfälzer in Amerika / 300 Years Palatines in America, Landau/Pfalz 1983, S. 96ff.)

- Übersetze das Gedicht und den Artikel über Mozart aus Wikipedia ins Hochdeutsche.
- Wenn Du Englisch lernst, wirst Du sicher auch die Beispiele aus dem Pennsylvaniadeutschen übersetzen können, die vom Englischen beeinflusst sind.

6 Lösungsblatt zu den Arbeitsmaterialien

Zu 5.1:

Gemeint ist Georg von Neumayer

Man kann seinen Namen über verschiedene Stichwörter im Text über das Internet ausfindig machen: z.B. Melbourne Observatorium 1857; Deutsche Seewarte Hamburg; Observatorium Wilhelmshaven. Am einfachsten geht es über das Stichwort: Forschungsstation der Bundesrepublik Deutschland in der Antarktis.

Zu 5.2:

Hilgard nennt folgende Nachteile der alten Heimat: Sie ist klein, eng und ein durch unnatürliche Verhältnisse geplagtes Ländchen. Die politische Situation ist ungünstig, da die Menschenwürde nicht geachtet wird. Kriecherei, Heuchelei und Ungleichheit der Stände prägen das Leben. Das Militärwesen ist zu beherrschend, Industrie und Handel können sich nicht frei entfalten. Standesdünkel und Polizeigewalt führen zu Bevormundung, ja sogar Einmischung bis ins Privatleben. Die Presse ist unfrei, es gibt keine Verfassung, die vom Volk ausgeht. Die Vorteile der neuen Heimat sieht er in der Unermesslichkeit des Landes und in der Freiheit, die in Amerika herrscht, das in jeder Hinsicht genau das Gegenteil der alten Heimat repräsentiert. Für Hilgard waren also politische Gründe für die Auswanderung maßgebend, obwohl eigentlich in der Regel wirtschaftliche Gründe für diesen Entschluss den Ausschlag gaben.

Dass es bei Hilgard anders war, geht auf das „Hambacher Fest“ 1832 zurück. Durch dessen Scheitern sahen er und noch viele andere Intellektuelle ihren Wunsch, einen deutschen Nationalstaat zu gründen, enttäuscht. Hilgard selbst nennt sich „Republikaner“ und erteilt einer Monarchie als Staatsform eine Absage. Die „klägliche Zerrissenheit des Vaterlandes“ sieht er als Ursache dafür, dass in Deutschland kein Nationalgefühl aufkommen kann.

Zu 5.3:

1 Übersetzung des Gedichts ins Hochdeutsche:

Morgens scheint die Sonne so schön,
Abends geht der gelbe Mond auf,
Morgens liegt der Tau im Klee,
Abends tritt man trocken darauf.

Morgens singen all die Vögel,
Abends schreit der Laubfrosch arg,
Morgens klopft man mit dem Flegel,
Abends liegt man schon im Sarg.

Die Übertragung des Gedichtes ins Hochdeutsche bedarf wohl einiger Erklärungen: Das Wort „Marijets“ erschließt sich nicht so ohne Weiteres. Erst im Gegensatz zu „Owets“, das sich leichter herleiten lässt, wird deutlich, was gemeint ist.

Wenn man in der 1. Strophe den „Daa“, der morgens auf dem Klee liegt, als „Tau“ identifiziert hat, kann man in der 2. Strophe die „Laabgrott“ als „Laubkröte = Laubfrosch“ erkennen (Doppelvokal „aa“ wird zu „au“ im Hochdeutschen). „Arrick“ in der 2. Strophe entspricht dem Pfälzischen „arisch“ = „arg (sehr)“. Dementsprechend muss „Sarrig“ „Sarg“ bedeuten.

2 Der Wikipediaartikel auf Pennsylvaniadeutsch ist sicher leichter zu verstehen als das Gedicht. Nur müssen die Schüler/innen als Voraussetzung Englisch können, um z.B. zu wissen, dass der „Composer“ ein Komponist ist. Im Internet gibt es einen „English/Pennsylvania German/High German Dictionary“.

3 Ebenso ist Englisch Voraussetzung, um die Ausdrücke und Wörter aus dem Pennsylvaniadeutschen übersetzen zu können:

Bisnessleit / Altfeschend / Sekendhendich / Uffdresse

Bisnessleit ist eine Zusammensetzung aus „Business people“ und „Geschäftsleute“.

Altfeschend leitet sich von „altmodisch“ und „oldfashioned“ her.

Sekendhendich kommt von „second hand“.

Uffdresse meint so viel wie „aufputzen“ (> dress up).

Hinter *watsche / schtoppe* steckt natürlich: „to watch / to stop“.

Hatschaffich entspricht im Englischen „hard working“ (hart arbeitend).

Gutguckich ist die pennsylvaniadeutsche Bildung nach englischem Vorbild für „good looking“ (gut aussehend).

7 Literaturliste

Zur Ausstellung ist ein Begleitmagazin erschienen!

- H. **Ammerich**, Kleine Geschichte der Stadt Speyer, Leinfelden-Echterdingen 2008
- A. **Borchardt-Wenzel**, Kleine Geschichte Badens, Regensburg 2011
- W. **Breunig**, Vom Handelsplatz zur Industriestadt. Wirtschaftsentwicklung in Ludwigshafen am Rhein 1820-1920, Ludwigshafen a. Rh. 1986
- Damals 2/2013**, Für Freiheit und Brot! Die Anfänge der Arbeiterbewegung, S. 14ff.
- Das Hambacher Fest 1832-2007**, Materialsammlung für den Unterricht, Bezirksverband Pfalz, Kaiserslautern 2007
- M. **Dirrigl**, Ludwig I. König von Bayern (1825-1848), München 1980
- R. **Dufraisse**, Napoleon. Revolutionär und Monarch, 4. Aufl. München 2005
- H. **Fenske** (Hrsg.), Die Pfalz und Bayern 1816-1956, Speyer 1998 (Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Bd. 94)
- H. **Fenske**, Das Hambacher Fest – ein Mythos?, in: Pfälzer Heimat 2 (2007), S. 45 -54
- H. **Fenske**, Mehr als eine Provinz ..., Die Pfalz in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jhs., Speyer 1990
- M. **Flecken**, Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert, Weinheim und Basel 1981
- L. **Frisch**, Deutschlands Wiedergeburt. Neustadter Bürger und das Hambacher Fest, Neustadt 2012
- H. **Gollwitzer**, Ludwig I. von Bayern. Eine politische Biographie, München 1997
- M. M. **Grewenig** (Hrsg.), Das Hambacher Schloß. Ein Fest für die Freiheit, Ostfildern 1998
- M. M. **Grewenig** (Hrsg.), Die Neuzeit, Historisches Museum der Pfalz, Stuttgart 1995
- Jahrbuch 14** der Hambach Gesellschaft 2006: 175 Jahre Hambacher Fest 1832-2007, hrsg. von der Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung e.V., Neustadt/Weinstraße 2006
- J. **Kermann**, Pfälzer unter Napoleons Fahnen. Veteranen erinnern sich, Speyer 1989
- J. **Kermann** / G. **Nestler** / D. **Schiffmann** (Hrsg.), Freiheit, Einheit und Europa. Das Hambacher Fest von 1832. Ursachen, Ziele, Wirkungen, Ludwigshafen 2006
- R. **Koepke**, Armut in Ludwigshafen. Die öffentliche Armenpflege in Ludwigshafen am Rhein von 1871 bis 1914, Ludwigshafen a. Rh. 1996
- H. - M. **Körner**, Die Wittelsbacher. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 2009
- F.- M. **Konrad**, Geschichte der Schule. Von der Antike bis zur Gegenwart, 2. durchges. Aufl. München 2012
- H.- J. **Kretzer**, Georg von Neumayer (1826-1909), in: Pfälzer Lebensbilder, 4. Bd., hrsg. v. H. Harthausen, Speyer 1987
- P. **Larass** (Hrsg.), Kindsein kein Kinderspiel, Das Jahrhundert des Kindes 1900 -1999, Halle 2000
- G. **Mann**, Ludwig I. von Bayern, Frankfurt/M. 1999
- M. **Martin**, Pfalz und Frankreich. Vom Krieg zum Frieden, Leinfelden-Echterdingen 2008
- R. **Paul**, 300 Jahre Pfälzer in Amerika / 300 Years Palatines in America, Landau 1983
- K. - H. **Rothenberger** / K. **Scherer** / F. **Staab** / J. **Keddigkeit** (Hrsg.), Pfälzische Geschichte Bd. 2, 2. verb. Aufl. Kaiserslautern 2002

- P. **Ruf**, Die Entstehung Ludwigshafens, Ludwigshafen a. Rh. 2003 (überarb. Neuaufl. von 1993)
- S. **Schaupp**, Freiheitsbäume, Freiheitsträume. Die Geschichte der Pfalz von 1816 bis 1945, Leinfelden-Echterdingen 2011
- H. **Schiffler** / R. **Winkeler**, Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern, Stuttgart-Zürich 1985
- A. **Schlechter** (Hrsg.), Kämpfer für Freiheit und Demokratie: Johann Georg August Wirth, Neustadt/Weinstraße 2010 (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Reihe B, Bd.12)
- W. **Schreiner**, Paul Camille von Denis. Erbauer bayerisch-pfälzischer Eisenbahnen. Biografische Studie anlässlich des 140. Geburtstages der Pfälzischen Ludwigsbahn, Neustadt 1987, überarb. Neuauflage 2010
- H. **Seebach**, Altes Handwerk und Gewerbe in der Pfalz, Bd.4: Industrie. Beitrag zu einer kulturgeschichtlichen Hermeneutik des 19. Jhs., Annweiler-Queichhambach 2012
- H. **Seebach**, Industrialisierung und Soziale Frage. Arbeiterstreiks 1905-1907: Hauenstein, Ramberg, Herxheim, Lambrecht, Annweiler-Queichhambach 2011 (Volkskundliche Beiträge zur Kulturgeschichte der Pfalz, Heft 4)
- P. **Spieß**, Kleine Geschichte der Stadt Neustadt an der Weinstraße, Leinfelden-Echterdingen 2009
- E. **Süss**, Die Pfälzer im «Schwarzen Buch», Heidelberg 1956
- V. **Ullrich**, Napoleon, Hamburg 2006
- F. **Werner**, Arbeitersiedlungen, Arbeiterhäuser im Rhein-Neckar-Raum, mit Beiträgen von G. Bönnen und U. Nieß (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte, Bd. 8), Worms 2012
- U. **Wesel**, Geschichte des Rechts. Von den Frühformen bis zum Vertrag von Maastricht, München 1997
- L. **Wien**, Speyer unter dem Freiheitsbaum. Die letzten Jahre der freien Reichsstadt Speyer 1792-1797, in: Geschichte und Geschichten, Speyer 2005, S. 156ff.
- J. **Willms**, Napoleon. Eine Biographie, München 2005
- H. **Ziegler**, Historische Streifzüge. Pfälzer Porträts aus dem 19. Jh., Landau 1992
- H. **Ziegler**, Pfälzer Geschichte. Von den Anfängen bis in die Gegenwart, Ludwigshafen a. Rh. 2008